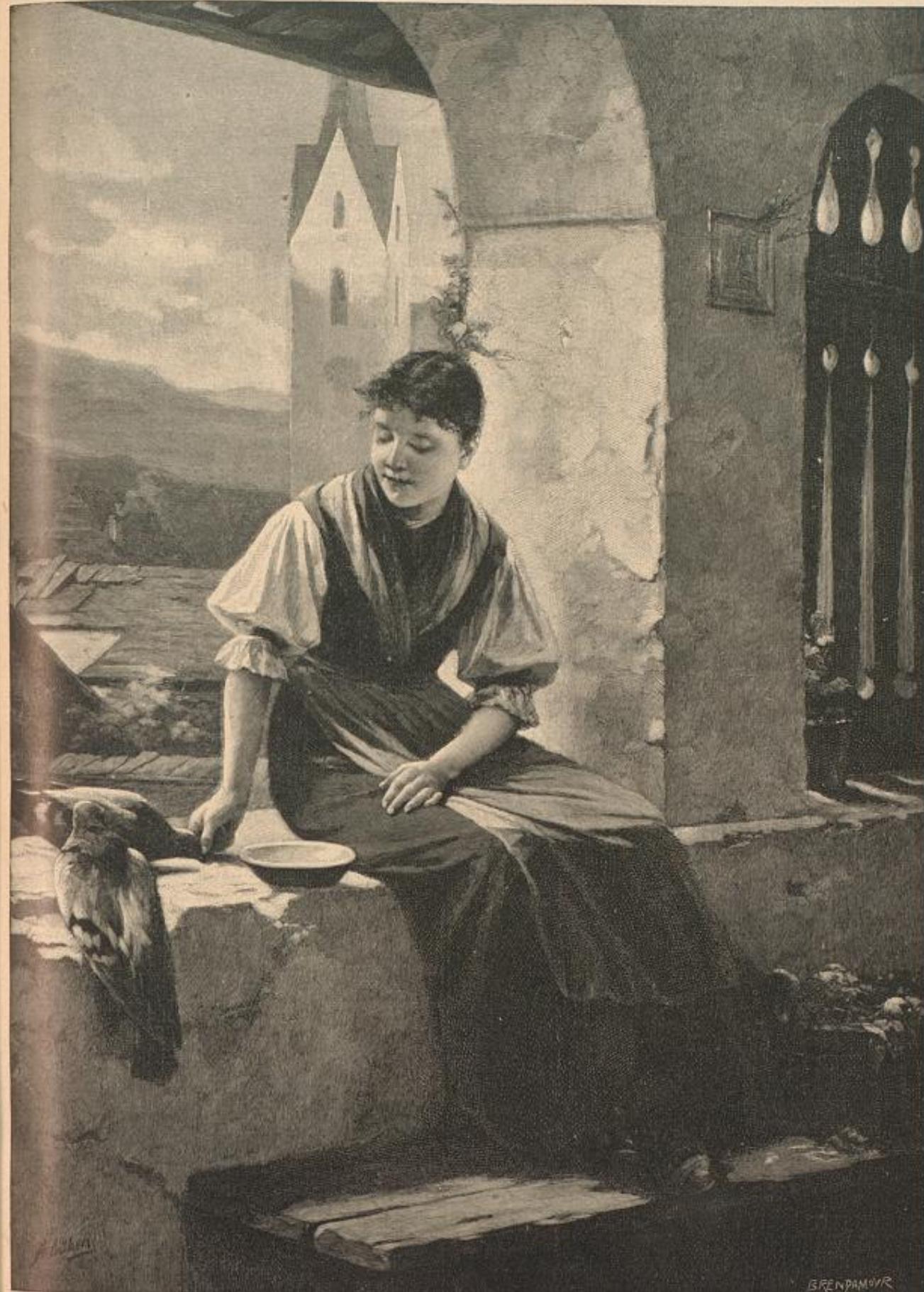


Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 20, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 15. October 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60). XXVI. Jahrg.



Abendfrieden. Nach dem Gemälde von A. Büben.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Kriegerberg.

(Fortsetzung.)

Als der Graf das erste Frühstück um vier Uhr einnahm, trat die Gräfin zu ihm ins Zimmer; sie führte

ihn auf die Stirn und ließ sich ihm gegenüber in einen Sessel gleiten.

Graf Brontischoff war ein kleiner, untersechter, kurzäugiger, militärisch aussehender Herr von etwa sechzig Jahren, der sich sehr gerade hielt. Sein Scheitel zeigte schon recht lichte Stellen, den ergraute Bart trug er mit ausdruckslosem Kinn und martialischem, in steife Spalten gedrehtem Schnurrbart. Sein Gesicht hatte eine gesunde,

wenig hatte er eine Ahnung davon, daß ich Gräfin Brontischoff sei. Ich traf ihn vorhin zufällig im Park, als er auf Ritterwiederkehr gehen wollte, tief beleidigt von dem, wie er meinte, ihn demütigenden Empfange, — Vladimir Petrowitsch, sah nicht auf, der Fremde wußte nichts von Deinen Gewohnheiten, und hier in Deutschland muß es jeder Uneringeweihte für eine Verhöhnung halten, wenn man ihn um Mitternacht zu einer Anstands-Besitzt bestellt.“

stark rothe Farbe, in den Zügen spiegelten sich Spott und Humor, und doch entbehrten sie des Wohlwollens nicht, entschieden farfatisch blitzen nur die kleinen, pfiffigen Auglein. Alles in allem war der Graf eine distinguierte und dabei fernige Erscheinung, ein Mann, der fest auf seinen zwei Beinen stand, den der ihn umgebende Servilismus wohl zu einem Menschenverächter gemacht hatte, nicht aber selber zu einem verächtlichen Menschen.

„Vladimir Petrowitsch, ich habe Dir etwas zu melden,“ begann die junge Frau, „vorhin war der Vorleser hier, den Du Dir ausgewählt hast, um sich Dir vorzustellen.“

„So! — mag wiederkommen, wenn ich empfange.“

„Das wird er nicht thun, Vladimir Petrowitsch.“

„Das will ich sehen, — wenn ich es verlange!“

„Das wirst Du sehen, — er kommt nicht!“

„Was Du sagst, Sascha! — Das schöne Gehalt läßt sich so leicht keiner aus dem Garn schlüpfen, — wollen wir wetten, Saschinka, daß er kommt? — um das allerliebste Perlenschnallband, — Du weißt schon, — wenn ich gewinne, so sollst Du es haben.“

„Dann werde ich es nie bekommen, denn Du gewinnst nicht, Vladimir, glaube mir. Dein Geld öffnet nicht jede Thür, — Du bist hier nicht in Russland und kannst von einem Menschen, der noch nicht in Deinem Brod und Lohn steht, nicht verlangen, daß er Dir zu der ersten besetzen, Dir gerade passenden Nachtzeit aufwartet.“

„Dann mag er bleiben, in drei Teufels Namen.“

„Das würde mir sehr leid thun, denn der Doctor Bindnagel ist gerade ein Mann, wie Du ihn brauchst.“

Er sah sie überrascht an. „Das klingt ja fast, als ob Du ihn kennest.“

Sie nickte und blickte ihm ruhig und fest ins Gesicht. „Ich muß ihn wohl kennen, Vladimir, denn früher haben wir uns einmal so nahe gestanden, daß wir an eine Verbindung fürs Leben dachten.“

Er war ganz perplex. „Und das, — das sagst Du mir und scheinst es obenein noch für eine Empfehlung zu halten!“

„Ich sage es Dir, weil ich nicht will, daß irgend eine Unklarheit zwischen uns bestehe, — ich will Dir allezeit frei ins Auge blicken können, Vladimir Petrowitsch, — und allerdings meine ich, daß es eine Empfehlung für den Candidaten sei, wenn ich Dir rate, ihn zu engagieren. Du weißt ja, daß ich immer Dein Bestes will.“

„Und Du hast diesen Doctor extra für mich verschrieben?“

„Rein, Vladimir, seitdem ich nach Russland ging, habe ich nie wieder von ihm gehört, ich wußte nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden weile, — und ebenso-

"So mag er sich eine Stelle suchen, die dem anspruchsvollen Prinzen passt. — Hat denn je schon einer von meinen Beamten sich geweigert, zu kommen, wenn ich ihn befohlen habe? Ich kann einen Menschen nicht brauchen, der am Tage wacht und Nachts schläft."

"Wenn Du ihm kontraktlich das andere zur Bedingung stellst, so wird er sich nicht weigern, seiner Pflicht nachzukommen. Im übrigen sollte es Dir gerade ein Beweis von Charakter sein, daß er sich nicht blindlings einer Willkür beugt, — und Du suchst ja wohl einen Charakter, Vladimir Petrowitsch, da Du von so viel Schmarotzern umgeben bist?"

"Ein Charakter! — pah!" — Er stieß verächtlich die Zeitungen auf dem Tisch zusammen, und dann wandte er sich plötzlich seiner Frau zu.

"Dß der Herr Doctor die einträgliche Stelle sans scrupule annehmen will, das ist mir schon verständlich, — aber Du, — wie hat sich die Gräfin Brontischew eigentlich das Zusammenleben mit dem früheren Geliebten gedacht? — So ein kleines Schäfer-Idyll, — was?"

Sie sah ihn mit ihrem unnahbaren Blick an.

"Wenn ich Dir rathe, den Doctor Bindnagel zu wählen, so denke ich dabei nur an Dich, Vladimir Petrowitsch. Du hast das blutarme Mädchen ohne Familie an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, nachdem Du ihm seine Ehre und damit sein Leben gerettet hattest, — ich wäre nach der Schande direct in den Tod gegangen, Vladimir, und daher gehört Dir mein Leben für immer und ungeteilt. — Ich habe Dir aus freiem Entschluß mein einstiges Verhältniß zu dem Doctor enthüllt, das könnte Dir der beste Beweis dafür sein, daß ich meiner sicher bin. — Gräfin Brontischew denkt nicht geringer von ihrer Ehre, als dereinst die arme Erzieherin. — Und dann noch eins: der Doctor ist leidend, er sieht bleich und überangestrengt aus, und ich weiß, daß es ihm schwer geworden ist, sich durch die Studienjahre hindurch zu kämpfen. Er scheint eines Landaufenthaltes zur Erholung dringend zu bedürfen, und ihm wäre auch für eine Weile ein Ruhehafen zu gönnen, — doch selbstverständlich kann das für Dich nicht maßgebend sein, — thue, wie Du willst, Vladimir Petrowitsch."

Er war längst entschlossen, diesen Doctor anzustellen, seine Grobmuth veranlaßte ihn dazu, — aber Graf Brontischew wäre der letzte gewesen, der diesen Beweggrund eingestanden hätte. Grobmuth und Despotismus passen nicht zusammen, — nein, er handelte so, weil ihm gerade die Laune so stand und obnein eine recht chynische Laune. Die Sache hatte etwas, das ihn reizte: zwei Menschen, die sich einst geliebt hatten, die wollten jetzt als Herrin und Diener fühl förmlich in vorschriftsmäßiger Entfernung neben einander hergehen, — das war ein Experiment, das den Versuch lohnte. Gab es wirklich Menschen, die eine so bequeme Gelegenheit zum Sündigen unbewußt vorüber gehen lassen würden? Bwar waren sie beide stolz, aber vor der Liebe streicht der Stolz recht oft läufig die Segel. — Nun, da konnte man ja einmal sehen, wie weit so ein gewöhnlicher Menschenstolz reicht!

Um den Seelenzustand der beiden kümmerte der Graf sich nicht. Er hatte sein Weib nicht gezwungen, die seine zu werden, nun, da sie es war, gehörte sie ihm mit Leib und Seele, Graf Brontischew theilte mit niemand, und Saischa war klug genug, das zu wissen, — daneben gab es Herzenschärfen nicht. Und der andere, der war nichts weiter als ein Inventar-Stück, ein besoldeter Diener, über dem die Gräfin Brontischew in unerreicherbarer Höhe thronte. Für einen Diener ist eine Seele eigentlich ein überflüssiger Luxus-Gegenstand, gestattete er ihn sich aber dennoch, und machte er einen unerlaubten Gebrauch davon, — nun so bekam die Reitpfeife einmal wieder Arbeit, — mit Schurken pflegte Graf Brontischew sehr summarisch aufzuräumen.

Er war selber vollkommen überzeugt davon, daß das Ganze lediglich das Interesse eines naturwissenschaftlichen Experiments für ihn hatte. —

Der Doctor war noch nicht lange im Schloß, da hatte sich diese Auffassung des Grafen schon wesentlich geändert. Der Vorleiter war nicht mehr nur ein Inventarium, der Willkür seines Herrn preisgegeben, sondern ein Wesen mit einem stark ausgeprägten Eigendasein. Er fügte sich unbedingt vernünftigen und in anständiger Form an ihn ergehenden Forderungen, alle anderen wies er mit einer unbehaglichen Entschiedenheit ab. Da stand dem Eisenhädel Graf Brontischew ein anderer entgegen, der ebenso stahlhart gepanzert war, und oft sprühten die Funken, wenn sie aufeinander trafen. Aber der Doctor wußte sich jederzeit zu beherrschen, wenn das Temperament den Grafen forttrieb; er war durch eine harte Lebensschule gegangen, während jener nur der Befriedigung seiner Wünsche gelebt hatte. Der

Deutsche besaß Disciplin, der Russse Willkür, — so lagen von vornherein alle Chancen auf Seiten des Doctors. Der Graf unterlag, — es dauerte nicht lange, da fühlte er das ganz klar, und es war ein Zeichen von dem edlen Kern seines Gemüthes, daß er den unbedeutenen Untergebenen nicht einfach vor die Thür setzte. Ja, dieser Kampf um die Herrschaft des Willens erfüllte ihn mit einer Art neugierigen Staunens, — es war interessant, zu erfahren, wie das enden, wie sich der neue Graf Brontischew mit dem alten abfinden würde. Das beschäftigte den Grafen derart, daß er seit der Anwesenheit des Doctors im Schloß viel weniger Zeit hatte, seine Umgebung mit seinen Absonderlichkeiten zu belästigen; Gräfin Brontischew's Voraussage hatte sich erfüllt, der neue Secretair übte den segensreichsten Einfluß auf ihren Gemahl aus.

Der Verkehr der beiden einstigen Liebenden unter einander war vollkommen correct, so durchaus ruhig und in den gebotenen Schranken sich haltend, daß ein Ueingebeister niemals eine frühere Zusammengehörigkeit der beiden hätte argwohnen können. Ein kleinliches, mißtrauisches Ueberwachen lag dem Charakter Brontischew's vollständig fern, seine Frau und der Doctor genossen jede Freiheit, sich zu sehen und mit einander zu verkehren, — nicht, weil der Graf ihnen unbedingt vertraut hätte, — er vertraute keinem Menschen absolut, — sondern weil er sich zum Spionieren nicht hergab und sich auch keinen Erfolg davon versprach. Sie waren beide keine Kinder mehr, und im geeigneten Moment würde er zu handeln wissen.

Dann und wann, wenn das Verhalten des Doctors ihm widerwillig Anerkennung abzwang, tauchte der Gedanke in ihm auf, ob man einen solchen Mann jemals vergessen könne, wenn man ihn einmal lieb gehabt. Dann sah er seine Frau scharf an. Sie war erfreutlich lebendiger und frischer, seitdem der Doctor da war, aber wenn sie ihn fragte: "Nun, Vladimir Petrowitsch, hatte ich nicht Recht, ist er nicht ein brauchbarer Beamter und ein charakter-voller Mensch?" so kam das so frei aus ihrem Munde, so ohne jeden Hinterhalt, daß er sich beruhigt abwandte. Nein, sie hatte gewiß kein Fünkchen der alten Leidenschaft im Herzen, — aber der Doctor, — sollte der Liebreiz der Gräfin die alte Schwärmerie nicht wieder entfachen? Noch niemals war dem Grafen die Schönheit seiner Frau so unwiderstehlich erschienen, wie jetzt. — Doch der Doctor war von tadeloser Haltung, nicht einen Augenblick vergaß er seine Stellung, — aber selbst als Untergebener der Herrin gegenüber war er fast zu vorschriftsmäßig förmlich, das war verdächtig. Er schien immer auf der Wacht vor sich selber zu sein, — soviel war gewiß, gleichgültig war er nicht; aber noch und noch mußte der Graf wohl zu der Einsicht kommen, daß dieser Mann sich eher eine Kugel durch den Kopf schießen, als sich vergessen würde.

Das begann ihn zu quälen. — Er war dem Manne doch offenbar im Wege, denn er hatte ihm sein Bestes geraubt, von rechts wegen hätte der ihn also hassen müssen, — wenigstens er, Graf Brontischew, würde seinen Nebenbuhler ehrlich hassen und ihm das auch ebenso ehrlich eingestehen. Statt dessen trug das Benehmen des jungen Mannes ihm gegenüber entschieden den Stempel der Achtung, — ja, es war fast, als ob er um seine Freundschaft werbe, — das verstand Graf Brontischew nicht.

Die beiden waren ein paar lebensfrische, genüßfrohe Menschen, und er hatte seine Blüthezeit längst hinter sich, aber er würde noch heute nicht zögern, den rücksichtslos auf die Seite zu schieben, der ihm den Weg zu seinem Glück versperrte, sobald er ein älteres Recht auf dessen Platz hatte. Und die Jungen fügten sich so widerstandslos ihrem Geschick! War das Energielosigkeit? — Mangel an Temperament? — oder am Ende doch eine eigene Charakter-Kraft, die Kraft der Entzagung und Pflichterfüllung? Gab es noch etwas Höheres als die Befriedigung des Genusses? —

Der Graf liebte es, ganz allein auf den See hinaus zu rudern; jeden Abend vor dem Diner unternahm er diese einsame Spazierfahrt, und meistens kehrte er erst in stockdunkler Nacht zurück. Er stieg direct von der Schloß-Terrasse zum Bootplatz hinab, und oft bemerkte man sein Gehen und Kommen gar nicht.

Eines Abends wollte er vor der Bootsfahrt noch mit seiner Frau sprechen, er suchte sie im Salon auf, und als er sich der Thür zu demselben näherte, hörte er des Doctors Stimme, der sich bei der Gräfin befand.

Zum Spionieren gehört das Lauschen, und der Graf hasste das eine so sehr wie das andere, aber als er seinen Namen im Zimmer aussprechen hörte, blieb er ganz unwillkürlich hinter der Portière stehen, und nachher fesselte ihn das Gespräch derart, daß er nicht wieder los kam.

"Sie hatten Recht, Gräfin," sagte der Secretair, "Graf Brontischew ist ein Mann, mit dem es sich leben läßt, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, — und hätte er auch nur das eine gethan, Sie in seinen Schuß zu nehmen, er wäre mir verehrungswürdig. Ich schaue ihn hoch und wünschte, ich könnte das Gefühl einer riesengroßen Verpflichtung, das mich ihm gegenüber bedrückt, los werden, indem ich ihm die selbstloseste Freundschaft widme. Ist das aber eine rechtmäßige Freundschaft, wenn ich seine Frau liebe? Ich bitte Sie, Frau Gräfin, lassen Sie uns dies einzige Mal die alten Zeiten berühren, es ist notwendig, daß wir uns über unseren gegenseitigen Standpunkt klar werden. Ich bekannte mich frei zu der Schuld, daß ich Sie noch heute liebe, wie in meinen jungen Tagen, — nennen Sie das thöricht, anmaßend, ehrlos oder wie Sie wollen, — ich kann nicht anders, trotzdem ich die Empfindung des Unrechtes gegen den Grafen nicht einen Augenblick los werde. Ich kann es ertragen, Sie als seine Gemahlin zu sehen, denn ich empfinde zu tie, daß ich gegen ihn zurückstehen muß, der so Großes für Sie gethan hat, — und ich sehe ja auch, daß Sie die alten Zeiten vergessen haben, — aber ich ertrage es nicht, mit der Last meines Unrechtes auf der Seele unter den Augen des Grafen zu leben, wenn es auch ein Trost für mich ist, daß nicht die Spur eines Begehrns meine Liebe entweicht. Der Graf soll und muß wissen, wer ich bin, dann kann er befinden, ob er mich in seinem Hause dulden will, ich mag mir seine Gunst nicht erschleichen."

"Das weiß er längst," fiel die Gräfin mit ihrer klaren, ruhigen Stimme ein, die doch jetzt so klang, als ob ein tieferer Ton in ihr vibrire, — "halten Sie mich eines Betruges für fähig, dessen Sie Sich schämen? Das hätte der Graf nicht um mich verdient, daß ich ihm hintergehe, — gleich damals nach Ihrem ersten Besuch habe ich ihm alles auseinander gesetzt, — haben wir uns doch unserer reinen Jugendliebe nicht zu schämen."

"Und er hat mich trotzdem in sein Haus genommen?"

"Darum erst recht! Ich kenne ganz genau die edlen Regungen seiner Seele, und ich weiß, wie man sie weiß. Hätte ich damals nicht gesprochen, so würden Sie wahrscheinlich nicht hier sein."

"Er ist ein ganz eigenartiger Mensch," sagte der Doctor gedankenvoll, "ich bewundere ihn! Bei so viel rücksichtslosem Eigenwillen so viel wirklich vornehmes Empfinden, — es geht ein großer Zug durch sein Wesen."

"Ich danke Ihnen, Herr Doctor," rief sie warm, "ja, er ist ein guter Mensch, und nun bitte ich Sie, bleiben Sie bei ihm, seien Sie ihm ein wahrer Freund, Sie sehen ja, wie wohltätig Ihr Einfluß auf ihn ist. Ich weiß gewiß, Sie haben sich bereits seine Achtung errungen, er wird wieder den Glauben an das Gute und Edle im Menschen gewinnen, — und ich weiß auch, daß Sie eine Aufgabe, die Sie Sich einmal gestellt haben, durchzuführen die Kraft besitzen, so groß und schwer Sie sei, — ich vertraue Ihnen heute wie ehemals. — Und da wir einmal über diese Dinge reden, um sie nachher für immer begraben sein zu lassen, so will ich Ihrer Offenheit die meine entgegen setzen: Glauben Sie wirklich, daß ich die alten Zeiten vergessen könnte? Aber ich weiß zu tragen wie Sie und — zu danken! — Und nun, Herr Doctor, schlagen Sie ein: Auf ehrliche Kameradschaft allewege!" —

Der Graf schritt zum Kahn hinunter und löste die Kette. Er war so tief in Gedanken, daß er nicht sah, wie sich am Abendhimmel Gewitterwolken drohend zusammenballten, und er bemerkte auch nicht, daß er den falschen Kahn bestieg, der wegen seines flachen Kiels nur bei ganz ruhigem Wasser zu brauchen war.

Da drin hatte sich soeben ein Freundschaftsbund geschlossen um seinetwillen. — Um seinetwillen wollten ein paar heiße, junge Herzen auf Liebe und Glück verzichten, weil er, der Graf Brontischew, zufällig einmal die Laune gehabt hatte, für ein armes, schutzloses Mädchen in der Fremde einen Standesgenossen zu züchten. — Wie läufig, wie erbärmlich er sich mit all seinen Tollheiten diesen beiden schlüchten, unbeirrt den Weg der Pflicht schreitenden Menschen gegenüber vorkam. Er sah in diesem Augenblick nur das Böse und Thörichte an sich selber, und das überfiel ihn mit der ganzen Wucht einer späten, aber aufrichtigen Erkenntniß.

Nie hatte Graf Brontischew über sich nachgedacht. Er handelte, wie die Laune es ihm eingab, ob gut, ob schlimm, das war ihm einerlei, und da das Schlimme viel aufdringlicher in der Erinnerung hervortrat, als das Gute, so glaubte er in diesem Augenblick, daß er nur aus lauter Willkür und Bosheit zusammengesetzt sei, — er selber kannte am allerwenigsten das Edle in seinem Charakter.

Und um eines solchen Menschen willen wollten die beiden einzigen Wesen auf der Welt, die ihm thener waren, unter einem selbst auferlegten Zwange leiden, ihm vielleicht erliegen? — Kann man wirklich auf die Dauer eine tiefe Liebe zu wunschlosem Entzagen unterdrücken?

Er ruderte auf den See hinaus, immer weiter und weiter, ganz mechanisch die Arme bewegend, während der Blick starr ins Leere gerichtet war. Am Himmel zuckten die ersten Blüte, dumpfer Donner grosszte, — er hörte es nicht. Der Wind machte sich auf und fuhr raudweise pfeifend über den See, er sah nicht das Aufzischen der Wellen, — Graf Brontischoff, der Despot, der Fürst in seinem Reich, war plötzlich so klein geworden, — so klein, — und das war noch zu viel, denn im Grunde war er überflüssig auf der Welt.

Der Wind ging in Sturm über, die Blüte fuhren hell am Himmel entlang, ein Donner folgte prasselnd dem anderen, die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, das Wasser zischte hoch auf und warf das Boot wie eine Rüsschale hin und her, — da erwachte der tolle Graf. Er sah den Hexentanz um sich her, die Gefahr in der er schwebte, und er sah auch, daß sich das andere Boot, mit einer hohen, dunklen Männergestalt am Ruder, vom Ufer löste, während sich eine Frau, aus der Entfernung und in der Dunkelheit nur an den hellen Gewändern kenntlich, auf der Landungsbrücke abmühte, ihn durch Zeichen auf die herannahende Hülse aufmerksam zu machen. —

Da zog er mit einem Ruck die Ruder ein, die Hände unthätig um die Stangen geflammt, den Blick voll dunkeln, rätselhaften Lebens starr dem Kahn entgegengerichtet, der mit aller Macht gegen die Wellen ankämpfte, so saß er lauernd still.

Sein Boot schöpfte Wasser, die Wellen spielten Fangball mit ihm, jeden Augenblick konnte es senken, — was ging es ihm an? — Sein finstres Auge verließ den anderen Kahn und seinen Insassen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Namen unserer Pflanzen.

Von Dr. Wilhelm Stöhr.

Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Gewiß, ob Er Romeo oder Hans, ob Sie Julia oder Grete heißt, ein jeder „würde doch den kostlichen Gehalt bewahren, welcher sein ist ohne Titel.“ In dem uralten Lied von Leid und Liebe spielen die Namen keine Rolle. „Name ist Schall und Raum umnebelnd Himmelsglut!“ So bedeutungslos aber, wie der schönen Capulet der Blumen Name erscheint, ist er nicht. Gar oft ist er mit dem Wesen oder der Geschichte der Pflanze innig verwachsen. Bald deutet er offen oder verbreit die Jahreszeit oder den Ort an, wann und wo die Pflanze blüht und gedeiht, bald charakterisiert er äußere oder innere Eigenheiten der Pflanzen oder ihrer Theile, bald hängt er mit der Verwertung der Pflanze, besonders in der Heilfunde, zusammen. Viele Namen sind durch Verstümmelung fremdländischer Namen entstanden, viele von altdutschen Namen abgeleitet. Manche sind nach Botanikern, andere nach Personen benannt, die in Wirklichkeit oder in der Sage mit der Pflanze im Zusammenhang stehen.

Maiblume, Pfingstrose, Johanniskraut sind nach ihrer Blüthezeit benannt. Die duftige, goldene Blume, die als eine der ersten die Frühlingssonne begrüßt, wurde Primel, „kleiner Erstling“, und Himmelschlüssel getauft. Jener wunderbare Spätling aber, der zwar seine üppige Blattrosette im Frühjahr entfaltet, seine lila Blüthe aber im späten Herbst erst, wo die meisten Blumen schon verblüht sind, emportreibt, konnte nicht treffender als Zeitlose benannt werden. Benedicthen-Kraut heißt in vielen Gegenden die Nelkenwurz, weil die Wurzeln dieser Pflanze im Frühjahr, wo Benedictus gesieht wird, gesammelt werden. Nach dem Haidelande und dem mageren Boden, auf dem sie gedeihen, wurden Heiderich und Hungerblümchen benannt. Auf feuchtem Weidengrunde wächst der Heiderich, unter Haselstauden die Haselwurz. Steinigen Boden liebt der Steinbrech, steile, nur den Habichten und anderen Raubvögeln zugängliche Stellen das Habichtskraut. Die Pflanze, die besonders gut an den südeuropäischen Küsten gedeiht, wo der Thau des Meeres sie benetzt, wird Rosmarin, Rosmarinus, Thau des Meeres, benannt.

Zahlreich sind die Pflanzen, die ihren Namen äuferen Wertmaßen verdanken. Nach seinem fruchtreichen Stengel ist der Knöterich, nach der Gestalt der Blätter sind Frauenmantel, Geißfuß, Hasenohr, Bärenklau, Hundszunge, Löwenzahn, Lösselkraut, Leberblümchen, Schwertlilie und Gänselfuß, nach der Farbe oder der Behaarung der Blätter sind Silberwurz, Mausohrchen (Bergfmeinrich) und Aschenpflanze (Einerarie), nach der Zahl der Blätter ist das Tausendblatt benannt. Ihr doppelt geblütes (bipinnella) Blatt gab der Bibernelle oder Bibernelle ihren Namen. Nach der Form des Kelches sind Taubentropf, Rittersporn und Becherblume, nach Gehalt und Farbe der Blumentrone Gentisfolie (Hunderblättrige), Trauenschnur, Hasenauge, Perchensporn, Ritterkopf, Butter- und Dotterblume benannt. Der Form der Früchte verdanken Sperlingskraut, Blasenstrauch, Vogelfuß, Biennigkraut, Hirrentäschel, Mäuse schwanzchen, Hornkraut, Storch-, Reiher- und Kranichschnabel, den hängenden Samenformern Klappertopf und Klatschrose ihre Namen. Von dem griechischen Worte für spitz erhielt die Alazie ihren Namen; die Blume, die ihre grossen, weitleuchtenden, gelben Blüthen erst zur Nachtzeit öffnet, wurde Nachtlerze, die Pflanze, deren Blätter mit Drüsen bedeckt sind, die

im Sonnenschein wie Thautropfen glänzen, Sonnenhau, das Kraut, das über und über mit kleinen, Eistropfen ähnlichen Drüsen besetzt ist, Eisgraut genannt. Der Ginster hat seinen Namen von dem lateinischen Wort für Knie, weil sich die jungen Zweige dieser Pflanze wie ein Knie beugen, der Klee von dem alten Worte lieben, spalten, weil seine Blätter in drei Theile gespalten sind, der Pippan, dessen Blüthenhaft eine Röhre bildet, von Pipa, Pipe, Pfeife oder Niere. Die Pflanze, deren von Früchten entblöster Grundboden einer Tonur ähnlich sieht, heißt Pfaffenhörlein. Die Blüthe der Tulpe oder Tulipane gleicht dem Tulipant oder Turban der Türken. Das Schachbrett oder Kibizeli hat scheinartig gezeichnete Kronenblätter, führt aber außerdem den Namen Kaiserkrone, weil ihre prächtigen Blüthen unter einer Krone von Blättern hängen. Die Blätter des Erdrauchs sind so stark beduftet, daß sie wie angeräuchert erscheinen. Das Windröschen oder Anemone zeigt seine langgestielten Blüthen beim schwächsten Windhauch, die reisen Samenkapseln des Springtrautes springen bei der leisesten Berührung auf, die Kapuziner-Kresse trägt kapuzenförmige Blüthen und kressenartig schmiede Früchte. Ganz besonders sind es zwei Pflanzen, die dem Aussehen ihrer Blüthen ihren Namen verdanken; das Stiefmutterchen und die Passionsblume. Das gelbe Kronenblatt stellt die Stiefmutter dar, die vor Reid über die fröliche Entwicklung ihrer beiden Stiefkinder, der zwei großen violetten Blätter, gelb geworden ist. Sie sitzt auf zwei Stühlen (Kelchblättern), jedes ihrer beiden verkümmerten rechten Kinder, der zwei seitlichen kleinen Blätter, sitzt auf einem eigenen Stuhle, die beiden Stiefkinder aber sitzen zusammen auf nur einem Stuhle. — Die Blüthentheile der Passionsblume stellen die Marterwerkzeuge Christi dar: die drei Narben die Nägel, der Staubfadenstrang die Dornenkrone, der Fruchtknoten den Kelch, der Staubbeutel die Wunden, die Blätter die Lanze und die Ranten die Geißeln.

Außer besonderen Formen waren auch besondere Eigenschaften der Pflanzen bei deren Benennung maßgebend. Nelken und Nelkenwurz wurden nach ihrem aromatischen Geruche, der dem der Gewürznelken (Nägelkraut, Nägelchen, wegen der Ähnlichkeit mit kleinen Nägeln) ähnlich ist, die Wurze nach dem myrrhen-artigen Geruche ihrer Blätter und Früchte, die Wanzenrose nach dem weniger angenehmen Geruche des Ungeziefers, der Nachtshatten nach seinem nur zur Nachtzeit bemerkbaren Geruch benannt. Die gierig in den Boden eindringende Pflanze nennt man nach dem lateinischen Worte für Wolf Lupine, die Mimoze wegen der Reizbarkeit ihrer Blätter nach dem lateinischen Worte Minus (Spötter), die Erica, deren Stiel sehr brüchig ist, nach dem griechischen Worte für brechen. Der durch seine Verwendung zu „Ziegenhainern“ bekannte Hornstrauch oder Kornellische ist nach seinem hornhartigen, der Hollunder oder Holzer nach seinem hohlen Holze benannt. Durch seinen Wohlgeruch beherricht der Waldmeister die Wälder, die Sonnenblume lehrt ihre Blüthenköpfe der Sonne zu, die gepulverte Wurzel der Nesswurz erregt Niesen, unverweltlich ist der Amarant, die Blätter der Pappel zittern beim leisesten Lufthauch.

Nach Thieren sind benannt das Hertelkraut, weil es die Schweine gern fressen, das Laichkraut, weil unter ihm die Fische ihren Laich ablegen, das Schaumkraut, weil es die Schaumzirpe mit einer schaumartigen Absonderung vom Wolle Kuduspeigel genannt, bedeutet, die Rosskastanie, weil die Früchte schwer atmenden Pferden heilsein sollen.

Manche Pflaue erhielt ihren Namen von der Art ihrer Verwendung: die Spierstaude (Spirae), weil ihre Blüthen zum Binden von Kränzen, Spiralen benutzt wurden, die Schminkbohne, weil das Mehl ihrer Frucht zur Bereitung von Schmink diente, die Belladonna, weil sich die „schöne Frau“ Italiens aus den Beeren der Pflanze Schminke bereitet, das Flohkraut, weil man mit seinem Rauche Flöhe vertreibt, der Mausdorn, weil seine Zweige von den Speisen die Mäuse abhalten, der Pfeifenstrauch, weil man seine schlanken Triebe zu Pfeifenröhren verarbeitet. Viele Pflanzen, die lange Zeit hindurch für Heilmittel gehalten wurden, haben darnach ihre Namen bekommen, wie Milztraut, Lungenkraut, Augentrost und Ziperleintraut. Die Rose, die man gegen Hundswuth brauchte, nannte man Hundsröse, die Pflanze, die vor Wüdigkeit schützt, Beifuß, die gegen Kräze dient, Kräzkraut (Starzhose), die man zum Heilen der Wunden verwendete, Beinwurz. Die Kräuter, die allgemein als Heil- und Saubermittel wirken sollten, wurden Salbei („Heilstraat“), Eichenkraut, Wohlverlei, „Wohl für Allerlei“ (Arnica), und Reseda (nach dem lateinischen Worte für wiederberuhigen, heilen) genannt.

Durch Verstümmelung ihrer fremdländischen Namen sind entstanden: Esparsette aus dem spanischen Esparceta, Liebesstückel aus Libitum, libisches Kraut, Schöllkraut aus dem griechischen Chelidonion, Kamille aus dem italienischen Camomilla, Eibe aus dem spanischen Iva, Jasmin (arabisch-perisch) bedeutet „angenehmer Duft“. Lilie (griechisch) glatt, zart, Levkoje (griechisch) Weißveilchen. Ein treffliches Beispiel, wie der Name einer Pflanze durch Verstümmelung ihres fremdländischen Namens entsteht, bietet unser Magdödchen. Aus seinem alten botanischen Namen Lilium convallium, „Lilie der Thäler“, ist Lilienkonvallien, Bildronaldron, Liliensallum, Bildumfallum, Baldron, Faltron, Bildron, Lilienconveilchen und Heilgenlümumveilchen gebildet worden. Eine Hügelgruppe bei Strausberg in der Mark Brandenburg heißt darnach „Lilienkonvallien-Wölle“. Das Urwort Lilium convallium kommt aus der Bulgata, dem zweiten Capitel des Hohen Liedes, und wurde von Luther mit „Rose im Thal“ übersetzt. Unser Magdödchen kann damit allerdings nicht gemeint sein, da es jenseits des Kaukasus nicht vorkommt, jedenfalls aber wurde sein Name schon im frühen Mittelalter auf die „Rose im Thale“ übertragen.

Bon altdutschen oder veralteten deutschen Namen sind abgeleitet Himbeere von Hinb, Hirichtuh, die die Beere gern frischt, Eberesche von Asteresche, d. h. unechte Eiche, der immergrüne Ephen von Ewig-Heu, die niedrige Miere von Meier, dessen Stamm Ma oder Mei „niedrig“ bedeutet, der immergrüne Wachholder von wach, grün und holt, Holz. Bon altdutschen Hop (Schopf) ist Hopfen, vom uralten Lin (Laden) ist Lein entstanden.

Die Pflanzen, die in der wissenschaftlichen Systematik nach Botanikern oder um die Pflanzentunde verdienten Männern benannt erhielten, sind Legion. Für eine kleinere Zahl ist auf dieselbe Weise auch der allgemein gebräuchliche Gattungsn

name entstanden. Die Karthäusernelke wurde zu Ehren der Naturforscher Johann und Friedrich Karthäuser benannt, die Georgine oder Dahlie nach dem Reisenden Georg aus St. Petersburg und dem schwedischen Botaniker de Dahl, die Fuchsie nach dem Professor der Medizin Bernhard v. Fuchs in Tübingen, die Deutzia nach dem Rathsherrn Johann Deutz in Amsterdam, die Magnolie nach dem Botaniker Peter Magnol zu Montpellier und die Robinie nach einem Gärtner Heinrich IV. von Frankreich Namens Johann Robin, der diesen Zierbaum im Jahre 1600 zuerst von Virginien nach Frankreich brachte. Nach Personen oder Ländern, die mit den Pflanzen geschichtlich oder mythisch im Zusammenhange stehen, sind benannt: die Syringe nach der Nymphe Syring, die von Pan verfolgt und in diesen Strauch verwandelt wurde, die Narzisse nach dem schönen Jüngling Narzissus, der sich in sein eigenes Bild, das er in einer Quelle sah, so verliebte, daß er vor Schrecke darin verschwand, das blutrote Adonis-Röschen nach dem von einem Eber getöteten Jäger Adonis, aus dessen Blut Aphrodite die Blume entstehen ließ, die Hyacinthe nach dem schönen Jüngling Hyacinth, dem Liebling des Apollo, der ihn beim Spielen mit der Wurfsscheibe getötet hatte, der Enzian nach dem illirischen Könige Gentius, der die Pflanze als Mittel gegen die Pest empfohlen haben soll, die Kastanie nach der Kleinasiatischen Stadt Kastanum, die Berberize nach der Berberei, woher der Strauch durch die Araber nach Spanien eingeführt wurde.

Zum Schlus wollen wir noch einen, unsere Leserinnen gewiß besonders interessirenden Strauch zusammenstellen: die Pflanzen, die in der Lüche eine Rolle spielen. Zuerst die nie fehlende Kartoffel. Ihr Name ist eine Verstümmelung des italienischen Tartufo oder Taratoffoli. Von unseren Gemüsepflanzen hat der Spargel seinen Namen vom lateinischen Asparagus, d. h. Sproß oder Schopf, der Kohl von dem lateinischen Worte für Stengel, der Wirsing von dem spanischen Verza (Verzich), Verzich, der Spinat von dem persischen Sponh, der Rhabarber von Rha (die Wolga) und barbarum (fremd), d. h. eine fremde, von der Wolga her eingeführte Wurzel. Die Linse ist wegen ihres dünnen Stengels nach dem lateinischen Worte für dünn, biegiam benannt worden. Andere meinen, ihr Name sei von dem lateinischen Worte für „sanft“ abgeleitet, weil der Genuss der Linse ein sanftes Temperament habe. Unsere Mohrrübe hat ihren Namen von Moor, Sumpf, weil sie feuchte Stellen bevorzugt. Von den Namen der Küchenkräuter ist der der Petersilie, die auf steinigem Boden gedeiht, eine Verstümmelung des lateinischen Petroselinum, d. h. Felsenpflaue. Dill, früher Till, kommt her von theilen, da die Pflanze sich in zahlreiche Astte und Doldenstrahlen teilt. Der Kerbel hat seinen Namen von den einzelfebten Blättern. Baldrian ist aus dem lateinischen Namen der Pflanze Maleriana entstanden. Lavendel kommt her von dem lateinischen Worte für „waschen“, bedeutet also „Waschkraut“, weil die wohlriechenden Blätter zu Bädern verwendet wurden. Meerrettig ist der Rettig, Rettig (Wurzel), der am Meere wächst. Einige wollen den Namen von Mar, Mähre, Pferd, also Pferderettig ableiten. Der Lauch, früher Louch, ist abgeleitet von Luch und lufen, schließen, weil die Blätter hohl und geschlossen sind. Von den einzelnen Laucharten bedeutet Knoblauch „Knopflauch“ wegen der sich wie zu einem Knopf zusammenziehenden Zwiebelchen, Schnittlauch der Lauch, dessen Blätter oft abgeschnitten werden können, Zippole oder Bolle die „kleine Zwiebel“. Porree stammt vom uralten Pori, d. h. essen, ab. Von unseren Salatpflanzen ist der Name der Gurke eine Verstümmelung des griechischen Wortes für Wasser-Melone, Endivie eine Verstümmelung des orientalischen Namens dieser Pflanze: Hendeva. Der eigentliche Salat hat seinen Namen von dem persischen Salata, das „gesalzen“ bedeutet, aber für jede Speise gilt, die salt und nur mit Essig und Öl angerichtet gegessen wird. Der Name der Eichorie wird von den griechischen Wörtern für gehen und Aderplatz abgeleitet, womit ihr deutscher Name Wegwarte übereinstimmt. Saffran kommt her vom arabischen Sahafaran, Senf, althochdeutsch Senoi, vom lateinischen Sinapis. Von unjzen Früchten hat die Kirche ihren Namen von der Stadt Kerajunt am Schwarzen Meer, von woher der römische Feldherr Lucullus nach Besiegung des Mithridates und Verstörung der Stadt die Kirchbäume, von denen er ein reise Früchte tragendes Exemplar bei seinem Einzuge in Rom auf seinem Wagen mit sich führte, nach Italien brachte. Unsere Pflaume hat ihren Namen nach ihren flauschigen Blättern, die Zwetsche vom Zwercheschen. Die Pfirsiche oder Pfirsiche stammt aus Persien und bedeutet Persischer Baum. Der Name Apricot ist abgeleitet von dem lateinischen Worte für früh und bedeutet Frühpflaume. Prunelle heißt „kleine Pflaume“. Mirabelle ist eine Verstümmelung des Namens Myrobalanus, den die Pflaume schon im Mittelalter führte. Die Rentkoden sind nach der Königin Claudia (la reine Claude), der Gemahlin des Königs Franz I., die diese Pflaumen sehr liebte, benannt worden.

Wand einen Liebling werden unsere verehrten Leserinnen unter den angeführten Pflanzen vermischen. Mögen diese Beispiele ihnen den Weg weisen, selbst die Herkunft ihres Namens zu ermitteln.

Nachdruck verboten.

Erika Wedekind.

Von Ferdinand Pfahl.

EANDE findet nicht selten, zumal in der Reihe unserer älteren Mitmenschen, wunderliche Räume: beständig stimmen sie das Klaglied an, wie unsere Zeit in fünflicher Beziehung gar so tief gefunten sei, wie alle Gesangskunst unauflöslich zusammenbreche, und eine schauderhafte Mittelmäßigkeit an den heiligen Stätten sich blähe und eingenistet habe, wo einst die Träger glorreicher Namen ihre Triumpe gefeiert. Ach, die gute alte Zeit: das ist die Jugend, der sie melancholisch und selig in der Erinnerung nachtrauen. Eine Jugend, die sie in den verblühten Idealen noch immer lieben; ein Duft wie von welten Blumen hängt für sie an den märchenhaften Namen einer Catalani, einer Sontag; ein legendärer Glanz überzieht alle diese fünflicherischen Erinnerungen mit einem goldenen Schimmer. Lassen wir den Alten ihre Ideale, ihre Erinnerungen, und gönnen wir ihnen die Genugthuung eines Urtheils, das, unsfähig, die Gegenwart zu begreifen, zurückzuweist in die Vergangenheit und auf Werthe sich gründet,

deren Geltung wir Jüngeren nicht mehr abschätzen können. Was ist uns eine Catalani, was eine Sontag! Wir haben diese Sängerinnen nie gehört, und wir lächeln, wenn die Alten, über die Kunstsleistungen der Gegenwart geringfügig die Achseln zaudern, uns Gegenwarts-Menschen zurechtweisen, indem sie die wahre und alleinige Kunst ausschließlich jenen Gefangs-Heroen zuschreiben, deren Namen für uns nichts anderes als tote historische Formeln sind. Die Gegenwart ist tatsächlich an eigenartigen und großen Gesangs-Talente der Vergangenheit ebenbürtig, in der allgemeinen musikalischen Kultur ihr bei weitem überlegen. Die Natur formt heute wie damals ihre Talente, sie entzündet geniale Geister und wirkt ihre Wunder, umstimmert um Vergangenheit und Zukunft, denn für sie gibt es nur eines, die fruchtbare Gegenwart. Die Früchte selbst mögen freilich verschieden sein; viele sind sauer, viele verfummern; aber auf der Sonnenseite reisen sie süß und saftig am goldenen Baum des Lebens und der Kunst heran. Eine wunderbare künstlerische Begabung dieser süßen Art hat die Natur in Erika Wedekind niedergelegt, als wollte sie sich selbst davon überzeugen, ob ihr das Außerordentliche noch gelänge, ob das alte Recept noch jene Wunderkraft besitzt, die die Welt so oft schon in Staunen gesetzt. Erika Wedekind ist eine phänomenale Kunstreicheinung; unter den Coloratur-Sängerinnen unserer Zeit nimmt sie einen der ersten Plätze ein. Am 18. November 1869 zu Hannover geboren als Kind schweizerischer Eltern, wuchs das Mädchen in Lengburg bei Aarau in der starken Bergluft der Schweiz, wohin die Eltern Anfang der siebziger Jahre übergesiedelt waren, frisch und fröhlich heran. Die herausragende Erika entschied sich zunächst für den Beruf der Lehrerin; sie besuchte das Seminar zu Aarau, machte brav ihr Examen, aber Lehrerin wurde sie, Gott sei Dank, doch nicht. Eine andere Flamme als jene der Pallas Athene brannte in ihr. Nachdem sie ihre Stimme entdeckt, trieb es sie zur Kunst. Sie ging nach Dresden, wo sie eine fleißige Schülerin der vortrefflichen Gesangsmutterin Aglaja Orgeni wurde. Das Talent des merkwürdig begabten Mädchens entfaltete sich hier zu außerordentlicher Blüthe: ein Gerücht von diesem Coloratur-Genie füllte bald in allen der Kunst nahestehenden Kreisen Dresdens durch und fand auch den Weg zu den Gewaltigen der Hof-Oper. Erika Wedekind wurde zu einem Gastspiel an der Königlichen Hof-Oper eingeladen: der 15. März, jener Tag, der einst einem Cäsar so unheilig wurde, brachte ihr einen vollkommenen Triumph. Seitdem, — es war im Jahre 1894, — gehört Erika Wedekind als gesieiertes Mitglied dem Dresdner Kunst-Institut an, eine seiner hellsten Sterben. Denn die Künstlerin besitzt auch ein bedeutendes dramatisches Talent; der Schein, der ihr im Naden sitzt, fühlt sich auf der Bühne namentlich in komischen Partien seiner Art sehr wohl. In Humperdinck's Hänsel und Gretel, in den reizvollen Buffo-Oatern der Franzosen und Italiener, entzückt sie durch ihr frisches, caprichioses Spiel die Zuschauer in demselben Maße, in dem sie mit ihrem köstlichen Gesang bezaubert. Von Dresden aus unternimmt die Künstlerin, die sich, irre ich nicht, vor Jahresfrist vermählt hat, ihre Kunstreisen, die sie in alle bedeutendsten Städte Mittel-Europas führen und ihren Ruhm in aller Herren Länder getragen haben. Frau Wedekind ist ein geborenes Gesangs-Genie. Ihre Kunst, nicht in mühsamer Arbeit erkämpft, kein Martyrium des Fleisches, ist Ausstrahlung einer staunenswerthen Begabung; ihr Coloratur-Sopran spielt mit blendender Sicherheit und voll entzündender Anmut mit den schwierigsten Kunststücken des Coloratur-Gesanges. Wie ein Schauer von Perlen sprühen ihre Coloraturen auf uns nieder; ihre Staccati sind elastisch und rund wie glitzernde Bälle oder nadelspitig geöffnet, der Triller fein und zart wie das Schwirren eines Bienenflügels, Anschwellen und Abschwellen, beides meisterhaft. Das Organ, flangwoll und weittragend, spricht in allen Lagen gleich mühelos an und eint auch selbst im leisesten pianissimo Klangkreis und Leucht Kraft. Mag die Sängerin ihren Ton im feinsten Faden fortspinnen und ihn wie einen dünnen Golddraht ausziehen, so pulsieren doch Nerv und Seele, Leben und Wärme in ihm. Niemals sinkt er zum wesenlosen Klang herab. Die künstlerische Art der merkwürdigen Sängerin ist sonnig; sie spendet Freude und Lust, und wenn sich ein Lichtstrahl ihres großen Talents statt im Diamanten im einfachen Bergkristall bricht, so leuchtet auch der wertlose Kristall im farbigen Glanz wie ein edler Stein. Ihre Kunst ist eine Ehrenrettung des Coloratur-Gesangs, den das moderne Kunstwerk streng verpönt, da er in seiner irrlichterirenden Natur das seelische Moment unterdrückt, von dem die gesammte neuere Musik ihren Ausgang nimmt. Frau Wedekind aber fügt ihrer Virtuosität den lieblichsten Reiz hinzu, indem sie in ihren Gesang den Empfindungsreichthum eines gesunden Gemüths hineinströmt und auf ihn die Reize eines schallhaften und lebendigen Geistes verstreut. So wächst ihr Gesang über die verblüffende Mechanik hinaus und wird lebensvolle Kunst.

Es ist selbstverständlich, dass Frau Wedekind ihre stärksten Triumphe dort feiert, wo sie auf dem Boden ihrer natürlichen Begabung steht: also in Coloratur-Partien grossen Stils. Jene wahnwitzigen Heldinnen der älteren Oper, die auf den schmalen Saumphäden der Coloratur dahin irren gleich Nachtwandlerinnen auf steilem Dachfuß, sind auch ihre Heldinnen. Der Wahnsinn singt zwar ausschließlich Coloratur, aber die Coloratur ist deswegen noch kein Wahnsinn. Das Wesen der Coloratur wurzelt vielmehr in der Grazie; Symbol freundiger Annuth, behender Liebenswürdigkeit zu sein, ein Amoretten-Lädchen, ein Ausflattern sonniger Fäden, in denen wir uns willig und gern verirrten, das scheint mir die natürliche Aufgabe dieses Genres, Ziel und Zweck des Coloratur-Gesanges. Und wer einmal in Frau Wedekind das lebendige Symbol dieser reizvollen, liebenswürdigen und sonnigen Kunst erkannt hat, der schwört auf das Dogma von der Grazie des Coloratur-Gesanges.

Rachdruck verboten.

Auf dem Friesenstein.

Novelle von Friedrich Meister.

(Schluß.)

En ein Jahr vergingen schnell. Es ist ein warmer, heller Sommernachmittag. Martins Boot liegt regungslos in einer kleinen Bucht; der Fischer hat seine Angeln ausgelegt; Hertha sitzt im Heck des Bootes und beobachtet sein Thun. Sie hat ihren Hut abgenommen, die strahlenden Sonnenstrahlen durchleuchten ihre goldenen Locken und liebkosen ihre weißen Arme und die beweglichen kleinen Hände.

„Komm, Onkel Martin; bist Du noch nicht bald fertig? Tante Martha wird ungeduldig werden.“

— Der Maler hoch oben hinter den Ginsterbüschchen auf der

„O, selbstverständlich, gern!“

Der Fremde ist bereit, alles nur Erdenliche zu essen, wenn man ihm nur sagen wollte, wo Heinrich Lassen's Frau zu finden wäre. Martin macht ihm in seiner natürlichen Höflichkeit den Vorschlag, in seinem Boote Platz zu nehmen, und so hat er eine ganze halbe Stunde das Glück, neben dem ersehnten Modello zu dürfen und dessen leiser, süßer Stimme zu lauschen, soweit es ab und zu auf seine lebhafte Unterhaltung eingehen. Auch legte er Hertha sein Skizzebuch auf den Schoß und zeigte ihr seine letzte Arbeit.

Wie leuchten ihre Augen!

„Da ist ja Onkel Martin! Und das ist unser Boot, — aber so seh' ich doch nicht aus, — soll ich denn das sein?“

„Gewiß, das sollen Sie sein“, lacht er. „Sie machen meiner Kunst gerade kein Compliment; finden Sie Sich etwa nicht getroffen?“

„Das ist viel zu hübsch“, antwortete Hertha mit schalem Erröthen, wodurch sie ihrem entzückten Beobachter noch zehn Mal reizender erscheint.

Dann stößt der Bootsrudel auf den Strand; der Maler entfernt sich in der Richtung nach Heinrich Lassen's Häuschen, das Martin ihm bezeichnet hat, und schaut an der Biegung des Pfades zurück, um die beiden das Ufer hinaufgehen zu sehen. klar zeichnen sich die Gestalten gegen den Abendhimmel ab, der alternde Fischer noch immer hoch aufgerichtet und lernig, mit rüstiger Kraft und seinem Schritt, das junge Mädchen bald voraus hüpfend, bald wieder in kindlicher Zuthunlichkeit sich an seine Hand hängend; so verschwinden sie unter dem abendlichen Schatten der Bäume, und mit einem Seufzer verfolgt der Maler seinen Weg.

Der nächste Morgen war sonnenklar und frisch; ein leichter Wind krauselte die grünliche See und jagte dunstige Tinten über die rippelende Fläche. Außerhalb der Steine schimmeren einige lebhabene Segel in der Morgensonne. Der Schaum auf den kleinen, glänzenden Wellen glitzertlichen Federtronen; die Möwen schossen frischend hierhin und dorthin, und ihre langen Flügel blinkten im Sonnenlicht.

Wolfram, der Maler, der den Strand entlang geschlendert kam, stand plötzlich vor Martin und Hertha, die traurig unter einem alten Boke beisammen saßen, das schon seit langen Jahren als Brücke auf dem Strand lag.

„Guten Morgen, junger Herr“, erwiderte Martin des Malers Gruß. „Sie sind früh auf.“

Dabei machte er Miene, sich zu erheben.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, bitte; darf ich vielleicht bei Ihnen Platz nehmen? Hier ist's noch kühl und schattig, trotzdem die Sonne es schon recht gut meint.“

„Sie sind willkommen, müssen aber mit dem Sand hier verlieb nehmen; wir haben nicht viel Hausrat in unserer Sommerwohnung, nicht wahr, Liebchen?“

Hertha lächelte schüchtern und zog ein altes Neg herbei, um für Wolfram einen Sit zu schaffen.

„Kommen Sie oft hierher?“ fragte der junge Mann, sich behaglich auszustreden.

„So oft wir Zeit haben, fast jeden Tag, wenn's Wetter gut ist. Ohne dies alte Boot könnten wir garnicht mehr leben, was, Liebchen?“

Hertha lachte und schüttelte die Locken; dann wanderten ihre Augen wieder hinaus über die schimmernden Flüthen; Wolfram folgte ihren Blicke, und der Morgenglanz rings umher verklärte sein feines, männliches Antlitz.

Alle schwiegen einige Augenblicke, dann redete sich Wolfram zu Martin.

„Beinahe vergeige ich den Brief meines Kommens. Ich wollte Sie bitten, mich in Ihren Boot eine Strecke hinauszufahren, damit ich eine Ansicht der Küste mit diesem blühenden Wasser im Vordergrunde erhalten; Sie können ja fischen, während ich male.“

„Hm“, antwortete der Alte langsam, „nicht, daß ich's nicht gern thäte, im Gegenteil, und ich möchte auch nicht unhöflich sein, aber müssten Sie eigentlich nicht des jungen Lassen Boot nehmen? Sie wohnen bei ihm, und er ist ein Anfänger; die Fischerei geht schlecht in diesem Jahr, und er braucht's eher als ich, — und da möcht' ich's lieber nicht thun.“

„Gut; wenn Sie nicht mögen, will ich nicht weiter in Sie dringen. Wo aber finde ich jetzt den jungen Lassen?“

„Ich werde ihn holen.“

Martin ging davon, sehr zufrieden mit dem errungenen Erfolge. Während seiner Abwesenheit bemühte Wolfram sich ernstlich Hertha's Schüchternheit zu überwinden, und dies gelang ihm so gut, daß der jürläufende Martin beide in der heitersten Unterhaltung fand.

„Da ist der Onkel Martin! Und nun muß ich zur Tante Martha.“

Wolfram streckte ihr die Hand hin.

„Müssen Sie? Dann adieu, Fräulein —“

„Sie verstand ihn.“

„Ich heiße Hertha. Einen anderen Namen habe ich nicht. Adieu.“

„Hier ist er, junger Herr!“ rief Martin, in dessen Stiefwasser der junge Heinrich Lassen, eine vergrößerte Ausgabe des alten Heinrich Lassen, herangekommen war.

Vielleicht kann ich aus dem jungen Riesen einige nähere Auskunft über die kleine Meerfei herauspumpen“, sagte Wolfram zu sich selber, als er im Boote gegenüber dem großen freudestrahlenden Gesicht des jungen Lassen Platz nahm. Er täuschte sich nicht, bald wußte er Hertha's Geschichte, soweit sie eben bekannt war, und nun verging kein Tag, an dem er nicht einen Vorwand gefunden hatte, in Martin's Häuschen vorzusprechen; bald brachte er eine Zeitung, die er mit der Post erhalten, bald mußte er Hertha eine Skizze zeigen, bald Martin um irgend eine Auskunft fragen. Es war die alte, alte Geschichte, — er hatte Städte und Reiche durchwandert, um endlich hier auf diesem entlegenen Fischer-Eiland die Eine, die längst Erachtete, zu finden.



Erika Wedekind.
Agl. sächs. Hof-Opernsängerin und groß. hess. Kammer-Sängerin.



König Karl I. erhält die Tötungsurkunde auf dem Nunner's Staircase.
Nach dem Gemälde von G. G. Foster.

Die Tage wurden zu Wochen, und wenn abends die lichten Sterne über dem Meere aufgingen, dann erzählte er ihr von seiner Heimat, die so öde und einsam sein würde, wenn Hertha nicht mit ihm käme, um dieselbe zu teilen.

Wenn er so bat und flehte, dann wendete sie ihre scheuen, wundervollen Augen ab, aber die Röthe ihrer Wangen antwortete ihm genug.

Martin, der sie eines Abends kostümüllnd erwartete, wunderte sich darüber, daß seines Lieblings Augen so thränensucht waren und ihre Stimme so seltsam hebe, als sie ihm eine gute Nacht wünschte.

„Onkel Martin, komm doch auf ein Weilchen mit mir zum Strand hinunter, es ist so wunderschön und frisch heute morgen!“

Und Hertha führte ihren willigen Gefangenen zu dem Orte, den sie beide am liebsten hatten, unter das alte Boot, das, obgleich jetzt viel zerfallener und verwitterter, als zu der Zeit, wo sie noch ein Kind gewesen, ihnen noch immer Schutz genug gegen Sonne und Wind gewährte.

„Nun, Liebchen, was gibst du?“

„Erzähle mir noch einmal, wie Du mich damals fandest, lieber Onkel Martin.“

Gehorjam berichtet er ihr von jener schlimmen Stunde, die zum Ursan geworden, von der brüllenden See, von dem unglücklichen fremden Schoner, von der furchterlichen Brandung über den Klippen, und wie er sie auf dem Felsenstein im Sturm und Regen gefunden.

„Ich war einsam damals, mein Herzestand“, fügte er weiss und zärtlich hinzu, „da kamst Du mir wie ein Geschenk Gottes, wie ein warmer Sonnenstrahl an einem kalten Wintertage.“

Sie legte ihre Hand in die seine, und er drückte vorsichtig und liebevoll ihre zarten Finger.

„Also auch mein armer Vater mußte ertrinken?“

„Ja, Liebchen; wir sahen und hörten niemals mehr etwas von der Besapung des Schoners, auch sein Name und woher er gekommen ist nicht bekannt geworden.“

Des Mädchens Antlitz wurde traurig. Aber indem sie hinausblickte in die sonnenblauene Ferne, kam ein sinnender, zägernder Ausdruck in ihre Augen, und ihren Mund umspielte ein Lächeln.

Die Mönche tauchten im Fluge die Brust in die Fluten; man hörte das Plätschern des Wassers an den Booten und zwischen dem Geplätscher am Ufer. Draußen schaukelten zwei Fischerfahrzeuge über der schimmernden Tiefe. Fern unten, auf dem weißen Sand des Strandes schritt die Gestalt eines Mannes heran.

Martin betrachtete das Mädchen mit ernster Aufmerksamkeit. Er verstand das sinnende Schweigen nicht, das in letzter Zeit so oft über sie gekommen. Ahnte er, daß sie dann an niemand weniger dachte, als an ihn? Sie fuhr auf, als er sie leise anredete und dabei zägernd ihren Arm berührte.

„Was hast Du in Deinem Kopfe, Hertha? Magst Du's dem Onkel Martin nicht sagen?“

Da warf sie sich an seine Brust, verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter und erzählte ihm, daß sie dem Maler vertraut habe, ihm über das Meer zu folgen.

„Er ist so einsam, wie ich“, schloß sie, „und ich habe ihn so lieb, Onkel Martin.“

Das treue Herz zog sich in schmerzlichem Krampf zusammen, die guten, freundlichen Augen verschleierten sich, während seine Hand wieder und immer wieder über die glänzenden Locken streichelte, die an seiner Brust ruhten; denn in diesem Augenblick, da die Gewissheit, sie auf immer zu verlieren, vor ihm trat, wurde ihm klar, daß er ohne sie nicht leben könne.

„Läßt mich aufsteigen, Liebchen“, sagte er mit unsicherer Stimme; „ich will auf die Seite gehen und darüber nachdenken.“

„Bist Du mir böse, Onkel Martin?“

Ihre weichen Lippen berührten liebevoll seine Hand.

„Nein, Liebchen, nein; warum sollte ich böse sein?“ antwortete er; aber als er dahinging, war sein Kopf gebeugt, sein Schritt schleppend und schwer; die lege Viertelstunde hatte ihn mehr alten lassen, als alle die vorhergegangenen Jahre.

Er kam zurück und fand einen andern auf seinem Platz unter dem Boote, eines andern Hand tändete mit den goldenen Locken, in denen jedes Haar ihm so überaus thuer war. Man vermisste ihn nicht, und mit einem Seufzer wendete er seinen Schritt wieder abwärts. Hertha aber hatte ihn wahrgenommen, sie sprang auf und eilte ihm nach durch den weichen Sand.

„Onkel Martin! O bitte, warte ein wenig; Wolfram möchte so gern mit Dir reden.“

Die Männer saßen bei einander unter dem Boote. Keiner sprach. Beider Augen hingen an der anmutigen Gestalt, die langsam den Strand entlang schritt. Aus den Bildern des einen leuchtete die stolze Freude des Besiegtes, der andere sah ihr traurig nach, wie man einem geliebten Todten nachsieht.

Endlich verschwand sie hinter einer Felsede. Martin wendete sich zu seinem Gefährten und begann mit ruhiger Würde:

„Hertha hat mir gesagt, daß Sie sie von uns nehmen wollen. Das kommt mir so unerwartet.“

„Wohl glaube ich, daß es Ihnen schwer werden muß, sie zu lassen, ich hoffe aber, daß Sie nichts einwenden werden.“

Martin schaute dem jungen Mann ernst in die Augen.

„Es klingt vielleicht nicht höflich, junger Herr, aber ich kann mir nicht helfen, recht ist es mir nicht. Das Mädchen war meine ganze, meine einzige Freude. Ich wußte ja, daß sie nicht zu uns gehörte, dennoch aber hoffte ich, daß sie bei uns bleiben würde, wie ja auch die Blumen und die Sonne bei uns bleiben in unserer Abgeschiedenheit. Das soll nun nicht sein; aber es sei ferne von mir, sie durch Reden oder dergleichen zu kränken. Ich muß aber wissen, — nehmen Sie es nicht übel, aber das Kind hat keinen weiter als mich, der für sie einsteht, — ich muß aber wissen, daß Sie sie nicht betrügen wollen. Sie lieben meine Hertha, wie Sie sagen. Sie wollen sie von uns fortnehmen, von ihren Freunden, die sie geliebt haben seit ihrer schwachen Kindheit, die gern ihr Leben für sie hingaben, — ja, junger Mann, so gern und willig, wie jene Mönche dort hinausliegen ins Morgenlicht. Wollen Sie ihr treu sein? Ich kann von Ihnen nichts verlangen, als Ihr Wort, und niemand kann ihr mehr helfen, wenn sie von uns gegangen ist, als Er, der der Vater der Waisen ist.“

Tief ergriffen saß der Maler die Hand des Fischers.

„Ich verehre Sie doch für diese Worte! Mag Gott sein Ungenücht von mir wenden und mich verlassen in meiner Todesstunde, wenn ich die Liebste verlasse, die Sie mir anvertrauen wollen!“

Martin fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Es ist gut“, sagte er langsam; „ich wünsche, daß Sie beide

glücklich werden. Die Insel hier war nicht der richtige Ort für Hertha, das sehe ich nun wohl ein; wir haben sie bewahrt und alles von ihr ferngehalten, was nicht für sie passte, denn sie muß von seiner Herkunft sein, das sind wir bald gewußt geworden. Wir aber sind geringe Leute und nicht von ihrer Art. Na, dann ist ja wohl weiter nichts zu sagen.“

Er drückte den Hut in die Stirn und entfernte sich.

Am Abend, als es spät geworden war, theilte er Martha die Neuigkeit mit.

„Und Du?“ rief diese erstaunt. „Ich dachte immer, — hast Du sie denn nicht selber lieb?“

Eine dunke Röthe stieg in sein Gesicht.

„Woher weißt Du — ?“

„O, ich müßte ja wohl blind und dummkopf gewesen sein, wenn ich das nicht längst gesehen hätte! Warum hast Du Dein Glück nicht versucht?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nicht doch, Martha.“ sagte er mit wehmütigem Lächeln. „Gott weiß, wie lieb ich das Kind habe, aber daran war nicht zu denken, — daran nicht. Ich bin alt, Martha; wenn man jung ist, dann mag man an so etwas denken, hernach ist's zu spät. Meine Hertha hat mich auch lieb, ich weiß das wohl, aber nicht in der Weise. In der Weise hat noch keine an mich gedacht.“

Und seufzend stieg er in seine Giebellammer hinauf.

Sämtliche Bewohner der kleinen Insel betrachteten den jungen Fremdling mit mißbilligenden, beinahe feindseligen Blicken, da er ihnen ihren Stolz, ihren Liebling entführen wollte. So oft aber einer dem alten Martin gegenüber seinem Unwillen Lust machte, erwiderte der:

„Lust ist gut sein, Maaten; der Herr hat sie uns gegeben, der Herr nimmt sie uns auch wieder; wir können nichts dagegen machen.“

In dem Kirchlein oben auf der Höhe wurden sie getraut. Als aber die feierliche Handlung vorüber war, warf sich Hertha in die treuen Arme, die sie aus den Flüchten gerettet, und küßte das verwitterte Antlitz, das ihr immer nur in zärtlichster Liebe gelächelt.

„Gott behüte Dich, mein Liebling.“ murmelte der arme Fischer.

„Ich gehe nicht für immer, Onkel Martin.“ sagte sie unter strömenden Thränen. „Ich komme und besuche Dich, so oft ich kann, und dann seien wir wieder zusammen unter dem alten Boot.“

„Wiederkommen willst Du?“ entgegnete er mit mattem, wehmütigem Lächeln.

Als sie mit Wolfram in das schmude Boot gestiegen war, das sie zum Festlande bringen sollte, fügte er sanft hinzu: „Das alte Boot und ich, wir werden längst nicht mehr sein, wenn Du wieder einmal hierher kommst, mein Liebling.“

Eine Woche später dampfte ein prächtiges Schiff aus dem Hafen der nahen, großen Seestadt; auf dem Deck stand eine schöne, junge Frau und schaute mit großen, blauen, thränenschwernen Augen nach dem fernen Horizonte, an dem, wie eine blaue Wolke, das kleine Fischer-Öland lag. Ihr Gatte stand neben ihr; er trocknete ihr die Thränen von den Wangen, und das Lächeln, mit welchem die scheidende Abendonne Meer und Land begrüßte, war nicht wärmer, nicht inniger, als das, mit dem Hertha zu Wolfram emporblieb.

Erzählte ihr der leichte Seewind nichts von dem alten Fischer, der auf der flachen Wölbung des Felsensteins kniete, wo sie einst gesunden wurde? Nichts von seinem Boote, das, sich selbst überlassen, vom Stein fort und in die See hinaustrieb? Nichts von der steigenden Flut, die schwer heranrollte?

Wie schnob der Nachtwind so fast über das Riff! —

Der Mond ist ausgegangen, er bestrahlt ihr Antlitz, das an der Schulter des sie liebend umfangen haltenden Mannes ruht.

Erzählte der Mond ihr nichts von dem alten Manne, der sich nur noch mühevoll und verzweifelt mit erstarnten Armen an das Gestein klammert, um von der immer höher brandenden Flut nicht in die Tiefe gerissen zu werden?

Ein heimkehrendes Fischerboot rudert dicht an dem Felsenstein vorüber.

„Halt, Vater! halt! Dort liegt etwas auf dem Stein!“ —

Heinrich Lassen's Sohn nimmt das graue Haupt sanft in seine Arme.

„Es ist Martin, Vater. — Der arme, verlassene Mann!“

Unaufhaltsam braust das große Schiff durch das nächtliche Meer, unter Vollamps und mit allen Segeln. Hoffnung ist seine Ladung, Segenswünsche folgen ihm; hinter ihm leuchtet das Kielvasser, als wandelt es auf silbernem Pfad.

„Es wird falt an Deck, Hertha; komm hinunter in die Kajüte.“

„Trag ihn vorsichtig, Heinrich, er kommt wieder zu sich.“ sagt der alte, eisgrau Lassen zu seinem Sohne, dem jungen Krieger, der Martin in seinen Armen zur Hütte trägt.

Der Mond hat sich hinter einer schwarzen Wolke verborgen; die Wogen rollen dumpf erdonnernd gegen den Strand.

„Es ist falt! — falt!“ murmelte Martin. „Wo ist Hertha?“

Lange, lange hatte Martha an seinem Lager gesessen; jetzt führt er empor.

„Es ist falt, Martha! Fort, — mit ihrem Manne. Sie gehört uns nicht mehr. O mein Liebling, mein Liebling!“

Sühnend sinkt er zurück. Der Wind macht sich auf und heult in dem weiten Schornstein. Er rasselt an den Fenstern und rüttelt an der Thür. Der Regen peitscht das Dach und flatters auf den flachen Steinen vor der Schwelle. Draußen brüllt und tobt die See. Sein Ohr vernimmt des Oceans gewaltige Stimme, und wieder erwacht er.

„Es ist so falt,“ murmelte er im Fieber. „Ich glaubte nicht, daß die Flut so bald kommen würde.“

Martha legt noch eine schwere wollene Decke auf ihn; er öffnete die Augen und blickte sie an.

„Auch Du hier, Martha? Hier draußen auf dem Stein? Wie kamst Du her? Doch Du hast ja stets treu zu mir gehalten, stets. Du bist ein gutes Mädchen, Martha, ein liebes gutes Mädchen.“

Er stöhnt ein wenig und schließt die Augen; dann schaut er wieder auf und ruht hastig.

„Sted' doch meine Jade auf den Bootshafen, vielleicht sehen sie uns dann vom Lande!“

Martha holt den Bootshafen aus der Ecke und thut, wie er verlangt; dabei rinnen ihr die Thränen über das Gesicht. Gleich darauf schlafet er wieder ein.

Draußen schwält die Sturmflut zu nie gesehener Höhe; eine mächtige Woge erschlägt das alte Boot, das so lange auf dem Strand gelegen, und wirbelt es hinaus in die schwarzen Wasser. Martin fährt aus dem Schlaf empor.

„Dort kommt ein Boot für mich, Martha! Gib mir meine Jade!“

Dann verklärt sich sein Gesicht —

„Das Boot kommt näher, Martha, und darin steht einer mit glänzendem Antlitz, — wir haben Ost zu ihm gebeten, — es ist der Herr!“

Der Regen lärmte gegen das Fenster, der Wind braust und hält mit der See zornige Zwiesprach.

In der Hütte ist's still. Leise nur schlucht eine Frau, die vor dem Bett kniet und mit dem Blide langjähriger treuer Liebe auf das bleiche Gesicht schaut, das vor ihr auf dem Kissen ruht. Ihre Hände haben die Augen geschlossen, die im Leben so treu, so freundlich geblieben, und das ergrauende Haar aus der Stirn gestrichen, auf der das rohe Leben seine Furchen eingraben. Weicher Friede zieht nun auch in ihr Herz und spiegelt sich in ihren Augen, während sie auf dem stillen Antlitz vor sich das Lächeln betrachtet, mit welchem der arme Fischer zum Herrn gegangen.

Nachdruck verboten.

Karl I. erhält die Nachricht von der Niedere Lage auf dem Marston-Moore.

Nach dem Gemälde von L. G. Rosier. — Siehe Seite 157.

Selig Karl I. von England war ein eigenwilliger, herrschsüchtiger, aber charakterloser Mann, dessen Streben nach uneingeschränkter Alleinherrschaft und gänzlicher Unabhängigkeit von der Volksvertretung ging. Schon gleich nach seinem Regierungs-Antritt überwarf er sich mit dem Parlamente, weil es seine Forderungen nicht bewilligen wollte, und die Folge davon war, daß das Parlament aufgelöst wurde. Dieses wiederholte sich noch einige Male, bis das fünfte Parlament gebildet wurde, welches die Streitigkeiten zwischen dem Könige und Schottland schlichten sollte. Das puritanische Schottland hatte nämlich zu den Waffen gegriffen, weil der König den Puritanern die prunkvolle englische Liturgie aufdrängen wollte. Der Krieg war für Karl nicht glücklich, es gelang ihm nicht, den Schotten ein mächtiges Heer entgegenzustellen, und er mußte sich zu einem Waffenstillstand bequemen. Die Schotten merkten, daß nicht Versöhnlichkeit sondern Schwäche den König zur Nachgiebigkeit bewog, und sie erneuerten den Krieg daher mit noch größerer Gewalt. Da griff das Parlament ein. Hattet aber der König früher an den Volksrechten gefrevelt, so verlegte das Parlament an dessen Spalte der Revolutionär Hampden stand, jetzt die Rechte des Königs in der größten Weise, sodaß es schließlich zum Bürgerkriege kam. — Anfangs errangen die Truppen des Königs unter dem Prinzen Rupert mehrere Siege über das Parlaments-Heer, so daß dessen Aussichten sich mehr als zweifelhaft gestalteten. Da stellte sich Oliver Cromwell an die Spitze des Parlaments-Heeres. Er wußte das Heer zu einer grenzenlosen Begeisterung zu entzünden und führte es vermöge seines glänzenden Feldherrn-Genies von Sieg zu Sieg. Die Schlacht auf dem Marston-Moore (am 2. Juli 1644) war dem königlichen Heer verhängnisvoll, es wurde völlig geschlagen und auseinandergerissen. Ein Jahr später, am 15. Juni 1645 wurden die königlichen Truppen bei Naseby vom Parlaments-Heer gänzlich vernichtet. Von allem Schutz entblößt, sah sich Karl genötigt, in das schottische Lager zu flüchten. Man behandelte ihn hier zwar anständig, aber immer als Gefangenen, und ließte ihn zulegt gegen eine bedeutende Belohnung an das englische Parlament aus. — Das schreckliche Schicksal des Königs ist bekannt, er wurde des Staatsvertrags beschuldigt und am 30. Januar 1649 vor dem Palast Whitehall zu London öffentlich enthauptet.

Nachdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Bon Dr. Franz Oppenheimer.

Mit Illustrationen nach Photographien von Hof-Photograph Wilh. Dreesen in Flensburg.

III.

Nenn man Norwegens Landschaft mit einem kurzen Worte charakterisiren soll, so muß man es ein umgelehrtes Gebirge nennen. Denn hier sind nicht, wie in den Alpen, die Berge auf ein Hoch-Plateau

norddeutschen Tiefebene sichtbar sind, deren Stirn-Moränen bis an das Riesengebirge südwärts reichen, die mit ihrem titanischen Eisbogen alle die tauriend Seen der Seenplatten und die Ostsee selbst ausgehobelt haben. Was diese Erd-Revolution bewirkte, wissen wir nicht genau: jedenfalls bedeckte sich die Scandinavische Platte mit Gletschermassen, von denen uns das grönlandische Inlandeis vielleicht einen schwachen Begriff geben kann; und diese Eisströme, die für unsere in den Alpen gewonnenen Begriffe unglaublich schnell und mit unglaublicher Wucht thalab gestoßen haben müssen, — bewegen sich doch schon die grönlandischen Gletscher bis neunzig Mal so schnell wie die der Alpen! — diese Eisströme schnitten, zerrten, nagten, hobelten nun die ungeheueren Schluchten in die Felsenplatte hinein. Sie beginnen fast ohne Ausnahme unmittelbar an dem „First des Daches“ und ziehen schmierig gerade den Hang hinab bis ans Meer und bis unter das Meer, denn das Meer stand hier früher viel tiefer, sei es, daß das Land sich gesenkt, oder das Meer sich, um das Schmelzwasser der unendlichen Eismassen vermehrt, gehoben hat, als die „Eiszeit“ ihr Ende erreichte. Und darum steht überall ein tief eingerissenes Thal den ebenso tief eingerissenen Fjord landeinwärts fort.

Wenn man nun aus einem der Thäler aufwärts steigt, bis man über die Kante schauen kann, so hat man einen Anblick, der gänzlich und zuerst verblüffend von dem verschieden ist, den man in den Alpen genießt. Hier, in den Alpen, sieht man, sobald die obere Stufe des Hoch-Plateaus erreicht ist, rings im Kreise die ragende Gipfelpflege; in Scandinavien aber sieht man, sobald man oben ist, nichts anderes mehr, als eine unendliche, fast ebene, mit Schne bedeckte Gletscherfläche, die keine Sprünge und Spalten aufweist, weil sie über keine Unebenheiten fortschiebt. Und dann erkennt der Wanderer, daß er hier eben ein „umgekehrtes Gebirge“ vor sich hat, dessen pittoreske Schönheiten sozusagen im Keller sind, ein Gebirge, das nicht von unten nach oben aufgebaut, sondern von oben nach unten ausgegraben worden ist. Und nun begreift er auch erst aus der Wurzel die unglaubliche Fülle und Masse der zahllosen Wasserfälle: legt auf eine Tischplatte eine Blattseite von genau derselben Größe und wundert euch dann, wenn es von allen Seiten herunterplätschert!

So ist die Natur im ganzen Südwesten Norwegens. Die riesigen Gletscherbedecken, die hier und da einen „Zipfel des Lakens“ ins Thal herabhängen, der Folgefjord, Brei-fjord und ihre Nachbarn sind von Haus aus nur eine große Fläche, die durch die Fjorde in Theile zerschnitten ist.

Aber weiter nach Norden, am Store-fjord (Großer Fjord): da trägt die Landschaft echt alpines Gepräge. Da heben sich Gipfel so stolz und schneidig, wie nur irgendwo im Steiger-Paradies zwischen Genfer See und Wörther See. Das sind die Romsdaler Alpen, und der kühnste Gipfel der Gruppe, das Romsdalhorn, trägt nicht mit Unrecht seinen Namen als das „Scandinavische Matterhorn“.

Helliger Sigmund! was thürmte sich der Gigant in glatten, unvergleichlichen Mauern vor uns auf, als wir in gluthender Sonne von Ålandsnaes aus das enge Thal emporfuhren. Unwillkürlich taxirt ihn das an mancher gleich stolzen Warte geübte Auge. Da ganz oben, wo der Halsgrat sich führt vom Gipfel zur Schulter schwingt, da muß man hinaufkommen können, wenn auch wohl sehr schwer. Aber bis zur Schulter kommt man von hier aus auf seinen Fall; denn seine Schlucht, kein Kamm, nicht einmal ein Riß durchschnen auf dieser Seite die pralle schwarze Wand, auf der die Wassertürme die schönste Politur hinterlassen haben. Wahrscheinlich geht der Weg von hinten her, irgendwo von einem Seitenthal aus, zur Schulter hinauf. Und richtig, ich entdecke denn auch die gegebene Anstiegsroute zum großen Erstaunen meines Kutschers, der auch ein hischer Bergführer ist. Eigentlich geht mich nämlich die ganze Sache nichts an, denn erstens habe ich keine Zeit, und zweitens ist das Romsdalhorn jetzt doch unersteiglich, ehe die juckenden Schneefelder nicht heruntergedmolzen sind.

Ein solzes Paar von Wächtern fürwahr, die hier den Eingang zum Romsdale und zum „Riesenheim“ beschirmen. Denn rechts lebt sich die ungeheure Wand der „Hexenzinnen“ (Trolltindern) zu ebenso himmelstürmender Höhe wie das norwegische Matterhorn links. Der Berg trägt seinen Namen von der eigenbürtlichen Reihe von Zäden und Thürmen auf seinem Gipfel; die Volks-Phantasie sieht darin einen verzauerten Hochzeitszug, ganz wie in den Hans-Heilingsfelsen bei Karlshafen.

Neben dem brausenden Romsdale, der in schäumenden Stromschnellen und donnernden Cascaden dem Meere entgegenfließt, geht die Fahrt aufwärts bis Horgheim, immer zwischen den schwarzen Wänden rechts und links, an denen die Fahnen der hellgrünen Böken wehen, wo nur ein Würzchen Fuß fassen konnte. Und dann wenden wir die Stollfärre und erreichen wieder den Fjord in einer unerhörten Sonnenglut, die uns in den wenigen Stunden lederbraun gefärbt und einige der Empfindlichsten mit einem zünftigen Gletscherbrand befreit hat. Und das in einem Thal, wo der Schnee in dichten Feldern bis an die Straße herabreicht! O Norger, du Land der Kontraste, wo Polar-Schnee und Tropen-Glut sich vermählen wie Meer und Hochgebirg.

Und dieselbe unbarmherzige Sonnenglut erwachte uns in Molde, der waldumgrünten Hafenstadt des hohen Nordens, wo das Tagesgespenst und der Holzfstrom mit vereinten Kräften heizten, um wie in einem Treibhaus den schönen Rosenhof zur Blüthe zu bringen. Müde und matt schlügen wir dahin, und der Blick auf die kühlen Firnfelder der stolzen Alpengipfel jenseits der breiten Meeresstraße diente nur noch mehr dazu, uns die Hitze empfindlich zu machen. Ich mußte an einen ebenso äquatorialen Tag in Interlaken denken, wo ich auch mit fast untermittigem Schnauch zu den Kühlung verheischenden Silberwogen der „Jungfrau“ aufschlechte.

Endlich klingt die Glöde des „Olaf Skyrre“, wir werden wieder von dem idomeischerlichen Winde kühl gesäubert, der eine so schone Fahrt immer erfrischt, und sehen zum zweiten Male das gewaltige Gebirgsbild vor uns vorüberziehen. Spät abends gelangen wir wieder in die offene See, und jetzt euschädigt uns Frau Sonne liebreich für Gletscherbrand und Leberdürre.

Langsam, unendlich langsam steigt sie von West nach Nordwest herab, dem kühlen Wellenbade zu. Sie legt das goldene, mit funkelnden Strahlen blendende Diadem ab und berührt als riesige, rothglühende Scheibe den stahlblinkenden Horizont. Aber nur langsam, unendlich langsam sinkt sie hinter ihn hinab; sie scheint sich auszubreiten, zu zerstreuen, erst zu einer Ellipse, dann zu einer glühenden Platte, die in Weltenfernen auf dem Meere schwimmt, und aus der Flamengarben emporsteigen. Zuletzt sieht es da drüber aus, als brenne am Horizont eine Königsstadt mit Thürmen, Binnen und Palästen. Und diese Feuerbrust spiegelt sich im Ocean mit nie erhörten Farben. In tief braun-purpurnen Fleden schwimmt es auf dem glatten

großmächtigen Spiegelscheiben und dem altwäterischen Spionier-Spiegel am Fenster, der der stridenden Haushfrau alles zeigt, was die Straße heraus kommt, ohne daß sie sich selbst neugierigen Blicken auszusetzen hätte; dieselben unverhältnismäßig großen Läden und namentlich Buchhandlungen mit reichen Auslagen! Und schließlich die gleichen uralten, vornehmen Apotheken! Im übrigen wäre man mit dem Reiseten bald fertig, wenn es nicht zwei Weltwunder, Sterne ersten Größe im Himmel, besäße, den Verlos und die Domkirche.

Der Verlos, ein Stundchen vor der Stadt, ist selbst für Norwegen ein Wasserfall ersten Ranges, dem Rheinfall an Masse und Fallhöhe mindestens ebenbürtig. Und die Domkirche ist ein Juwel, wie man es selbst in den reichsten Ländern des Südens selten antrifft, und wie man es in diesem Lande gar nicht erwartet hätte, wo keine bildende Kunst gelebt und am allerwenigsten die Architektur. Baut doch hier jedermann mit Holz!

Und in diesem Lande der niederen, aus schnell vergänglichem Material und darum nur wenig geschmückten Zweckmäßigkeit-Bauten, in diesem Lande, das selbst das theure Wahrzeichen seiner in Europa beispiellosen Bürgerfreiheit, das Storthing in Christiania, nur zu einem plumpen Ziegelbau zu entwideln verstanden hat: in diesem Lande, dicht am Polar-Kreis, steht ein Wunderwerk der Baukunst, so herrlich, daß es allein die weite Reise lohnen würde, sieht es wie ein Götterkind zwischen den Bauern. Die Nordmänner selbst haben es nicht gebaut: wie entstünde ja reiche, reif Kunst mitten in der Kunstufer ohne vorbereitende, erziehende Versuche? Es verrät in jedem Zeichen, in den runden Kapitellen seiner Säulen, in dem reichen Fächerwerk der Gewölbe den Ursprung aus England, aus der Zeit seiner höchsten Kunstsblüthe im Mittelalter, der Zeit der hohen Gotik, die gerade die goldene Mitte hält zwischen der Armut der ersten Anfänge und dem überladenen Prunk der später Entartung. Und englische Künstler haben es auch gezeichnet und gebaut im Auftrage eines Dronheimer Erzbischofes, der eine Zeit lang in England im Exile gelebt hatte. Aber norwegisch ist das Material, der herrliche graue und weiße Marmor und der warmfarbige, graugelbe Labrador, der dem süssen Bau Leben einhaucht, seine himmelstürmende Größe mit zarter Armut mildert.

Der Dom liegt theilweise in Trümmern. Vom großen Thurm an, dessen Haupt jetzt unter dem Baugerüst verborgen ist, liegt das ganze uralte romanische Hauptstück als Ruine. Aber der gotische Neubau ist fast wieder in alter Pracht hergestellt, und vor allem steht das in den Chor eingebaute Octogon aufrecht, ein Künstlertraum, das herrlichste „Wahrwerk“ der Welt, wo das irdische Material all seiner schweren Körperlichkeit entkleidet und sozusagen sublimiert ist, ein Marmorbau so spisen-spirnwebenartig und doch so sicher gegründet!

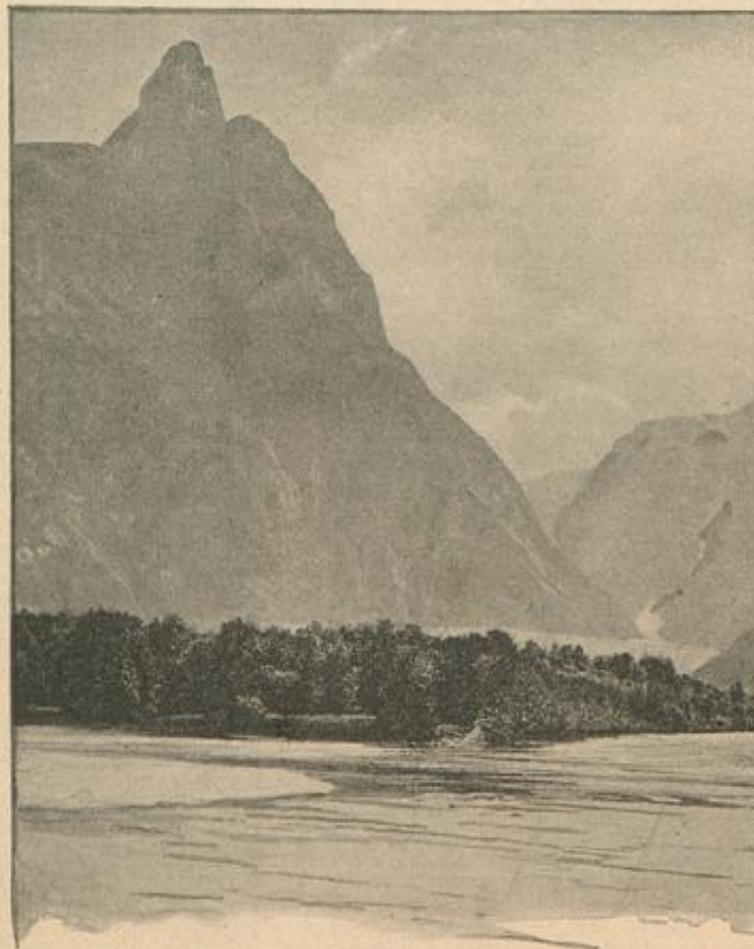
Wenn aber der Aesthetiker sich gar nicht genug thun kann im Schauen und Entzücken, dann kommt der Historiker und wirft ihm aus allen seinen Himmeln durch die Frage: „Weißt Du auch, wo das unzählige Geld hergekommen ist, für das dieser Feen-Palast errichtet werden konnte?“ Und dann schwanden die hohen Wölbungen droben, und ich sah flammende Städte am blauen Mittelmeer, zerstampfte Helden und Männer mit zerpaltenen Helmen. Und von dannen flog mit prall gefüllten Segeln die Drachenslotte der Wikinger, zum Bersten gefüllt mit den Reichthütern, die eine lange Kultur angehäuft. Und dann, nach Jahrhunderten, kommen in ihrer Höhlenburg die Sünder, die Norges Krone tragen, zu den Bischofshöfen, die Olaf der Heilige eingeführt hat, und leben um Erlösung von der ewigen Verdammnis für Raub und Brand, Brudermord und Vatermord. Und sie leeren ihre Schatzkammern von dem Raube der Jahrhunderte in die Taschen des Stellvertreters der Gottheit. Der aber wirkt mit dem Sündengeld britische Baumeister und Steinmeister und läßt das Wunderwerk der Domkirche entstehen.

Ach, alles, was groß und stark und herrlich ist in unserer Welt, ist aus blutgedüngten Feldern gepropt. Die Polynesianer stellen noch heute die Prosten ihrer Häuser auf feindliche Schädel, und manche deutsche Sage will wissen, daß in den Fundamenten der Kirche ein Mensch begraben ist. Wenn das auch nicht wörtlich wahr ist, so hat es doch seinen tiefen Sinn: all unsere Errungenenschaften sind auf geopferte Menschenleben gegründet!

Am Quai liegt der „Neptun“, blitzblank, großer und schöner als unser „Olaf Skyrre“, ein stattlicher Tauendtonnen-Dampfer, dem man es nicht ansieht, daß er im Winter den schweren Postdienst durch das Polarmeer bis nach Vadsø und Bardø am weißen Meere versieht. Wir versteuern unser Gevärd in der Kajüte und gehen an Bord, um die Passagiere zu beaugenscheinigen, mit denen wir die nächsten sieben Tage wohl oder übel auszufommen haben.

Der erste Anblick ist nicht sehr ermutigend. Sind wir Kulturmenschen doch immer auf der Wacht, immer argwohnisch und misstrauisch, immer in der Angst, gefränt oder, was noch schlimmer ist, — angepumpt zu werden. Man nennt das beklammt Solidarität der Civilisirten! Und darum verbreiten wir neuen Gesichtern gegenüber zuerst immer eine Eiskluse-Atmosphäre um uns her.

So auch hier! Die erste Gestalt, die ich an Bord sah, war eine junge Dame, die mit ihrem Gatten zu schmollen schien. „Eine rechte Zwiderwurz'n!“, dachte ich in meinem lieben Gemühe. Und es war doch der fröhlichste, liebenswürdigste Reisefreund, eine junge Schottin; und ihr „Mann“ war gar nicht ihr Mann, sondern ihr Bruder, der beinahe so nett war, wie sie selbst. Und die zweite Gestalt war eine junge Riesin mit blauer Brille, die mit den Trägern ihrer annähernd ebenso riesigen Kosse herumkommandierte wie ein Hujaren-General. Das erweckte schlimme Besürchtungen, und sie entpuppte sich doch als ein urideler Gefährte. Ihr Pech war es, daß sie aus Rhode Island stammte, denn natürlich hieß sie von nun an „der Kolos von Rhode“! Aber, eine nach der anderen, entstieg eine Reihe reizender junger Frauen und Mädchen dem Kajütentraum, Mary Louise, die Herzenbrecherin aus dem Mormonenlande Utah, ihre zarte Freundin mit den gefährlichen blauen Augen, zwei Schwestern aus San Francisco und Mme. Louisa, eine Vollblut-Parisierin auf der Hochzeitsreise,



Das Romsdalhorn.

ein Weibchen voller Esprit und Anmut, die ihr pittoreskem Kopfchen mit dem schweren, goldblonden Haar und der lockigen, silberweißen Locke auf der Stirn gar stolz zu tragen wußte. Und so befam die Sache allmählich einen bejerten Anstrich, und es dauerte auch keine sechsunddreißig Stunden, da waren wir, alle neunundzwanzig Männer und Weiblein, eine einzige, seelenvergnügte große Familie. Wie mit dem Wetter, das uns auch nicht eine Stunde trübte auf dieser einzigen Fahrt, hatten wir auch mit der Gesellschaft an Bord ein unerhörtes Glück. Und das größte Glück war, daß so viele von uns die vier Kultur-Sprachen beherrschten oder wenigstens radebrechen; denn ohne das hätte aller guter Willen keine Vertraulichkeit herstellen können; wir wären auseinander gestoßen wie die Arbeiter beim Thurmabau zu Babel.

Nun, am ersten Abend gingen wir aber noch in weitem Bogen um einander herum und sahen, jeder für sich, zum letzten Male für eine lange Woche, die Sonne hinter den Schären versinken. Die Berge, an denen wir vorüberfuhren, haben im Nordwest alles Relief eingebüßt; wie eine aus schwärzblauer Pappe geschnittene zärtliche Couleur stehen sie gegen den flammenden Himmel. Gegenüber särben sich Gipfel und Wölfe wieder mit jenem ungänglich holden Rosenlicht, das wir schon in den früheren Nächten nicht genug genießen konnten; und riesig, wie ein gigantischer Fessel-Ballon, mit rotem, bösem Gesicht steigt der Vollmond hinter den Inseln empor. Zwischen Tannen- und Birkenhainen leuchten grüne Weiden und Hasenfelder auf, und darauf grünen Häuschen mit rothen Wänden.

Ich habe mein Porträt leichtlich verhängt und wundervoll geschlagen. Der Gong ruft mich zur ersten Mahlzeit an Bord des Neptun, dem berühmten Arctic-Sexor. Er war nämlich, wie überhaupt die Verpflegung auf diesem Steamer. Es ist entschieden nicht richtig, daß die Gesellschaft die Küche durch einen selbständigen „Reiserauteur“ statt durch einen Angestellten besorgen läßt; die Gejahr, daß der Unternehmer auf Kosten der Passagiere „Ersparnisse“ macht, liegt nahe, und wir hatten dieser ungeschickten Anordnung die einzige, wenn auch unerhebliche Triebung unserer Reisefreude zu verdanken. Man traktierte uns mit großen Mengen, aber weniger wäre mehr gewesen. Denn Material und Zubereitung blieben hinter den rechtigen Ansprüchen zurück.

Dies zur Steuer der Wahrheit, aber ebenso, daß auf den anderen Schiffen, die uns beherbergten, die Küche vorzüglich war, und daß uns von anderen Nordkap-Reisenden dasselbe von unserem Neptun berichtet wurde. Vielleicht war es also nur eine Verleumdung unglücklicher Umstände, unter denen wir zu leiden hatten, wenn man eine kleine Unbehaglichkeit denn schon mit einem so großen Worte bezeichnen soll. Denn man geht ja nicht hinauf, um zu schlummern, und was die Natur dort oben zeigt, ist schlimmeres Opfer wert. Man hört so oft, die Nordkap-Fahrt sei reizlos und langweilig; wer das verbreitet hat, muß einer jener Unglücksfälle sein, die nur Rebel zu „sehen“ bekommen haben. Dem aber, dem eine freundliche Sonne lacht, entrollt diese Fahrt noch mehr Herrlichkeiten als die berühmte Route durch die Fjorde.

Ohne Aufenthalt stampft unser Dampfer vorwärts durch die grauen Wogen. Immer zahlreicher werden die Klippen, Schären und Inseln, die sich aus der Flut heben, immer seltener die grünen Fleden zwischen den Wäldern, immer häufiger tritt der nackte Granit mit schwärzgrauen Riesentrollen zu Tage, als hätte das Gestein einmal gefroren und sei mitten darin erfaßt. Ein runder Regel bleibt zur Rechten liegen, einem groben Bauernhütch mit niedehängender Krempel in der That nicht unähnlich, der „Markthut“ (Torghatten); mitten durch sein Massiv hindurch blau der Himmel; wir werden den großartigen Natur-Tunnel auf der Heimreise bestiegen.

Die Matrosen sind eifrig um die vier blanken Messingkanonen beschäftigt. Droht uns ein Wikingdrachen, segen wir uns in Verteidigungs-Rüstung? Ach nein, die kriegerischen Vorbereitungen dienen einem friedlichen Zweck: wir sollen mit Blitzen und Knall den feierlichen Augenblick begrüßen, in dem wir die imaginaire Linie überschreiten, die den Atlantik und das Polarmeer scheidet, den nördlichen Polarkreis. Kapitän Elteren erzählt die uraite Anekdote von jenem flugenden Mann, der den Polarkreis so gern sehen wollte, und dessen Schnupfchen man dadurch stülpte, daß man ein Haar über's Fernrohrglas legte. Das ist zwar eigentlich am Äquator passirt, findet aber auch am Polarkreis immer ein dankbares Publicum.

Die Inseln, die uns links von der freien See trennen, werden höher und steiler, stolz spiegeln sich die „Sieben Schwestern“ in der blaugrünen See. Und dort, vorn links taucht jetzt die eigenhümliche Gestalt der „Reiterinsel“ (Heimandö) auf, ein in den wallenden Mantel gehüllter Reiter auf trabendem Gaule, eine riesige Illustration zu Goethe's Erlkönig. Und da passiren wir, rechts an der Küste, das Zeichen, das den Polarkreis anzeigen, der Kapitän hebt beschwichtigend die Hand, die Lutten senken sich auf die Hündlöcher, und vier Mal brüllt der Donner der Böller über das Meer, macht in allen Thälern das schlummernde Echo lebendig und scheucht Tauchende weißer Wasservögel aus ihrer beschaulichen Ruhe, daß sie freischend über die Schären fortflattern. Neun Kodaks haben den großen Moment festgehalten! Sie photographieren nämlich fast Alle und fast Alles! Nichts ist hoch und tief genug, nichts zu groß und nichts zu klein, das nicht „gefotzt“ würde, wenn die Sonne nicht etwa gerade ins Ocular leuchtet.

Und dann lenken wir östlich in eine weite, öde Bucht und gehen an Land. Hier sendet der Svarthorn, der ungeheure Gletscher, der die Küste unter seinen zehn Meilen langen Eisfeldern begräbt, eine Zunge bis dicht an die See hinab. Eine kleine Wanderung über die humpele Wiese, auf der eine Unzahl gelber Blüthendolden schwiegen, und wir stehen auf blauem, blauem Firneis, auf dem wir die Nagelschuhe schmerzlich vermüssen. In Höhe entrollt die Berg-Glocke rings um uns her ihr grandiosestes Panorama. Wie um das Bildstödljoch im Deythal sich die weißbekleideten Gipfel zu Hunderten drängen, Pyramiden, Segel, Dächer und Thürme mit gleichenden Eisflanken und drohenden Wächtern, schwarzen Geröllhalden und schneidigen Graten, so heben sich auch hier,



Der Torghatten.

so weit das Auge reicht, die Gletscherköpfe aus den weiten, blendenden Mulden. Man möchte die einzelnen Ketten und Gipfel mit den vertrauten Namen benennen, Wildspitze und hintere Schwärze, Schloss-Kogel und Hohe Weiße, so groß ist die Ähnlichkeit.

Und mich packte doch eine kleine Schnupfchen, das schöne Schiff und all den Komfort und die ganze Civilisation fahren zu lassen, und mir mit dem Kiel meinen Weg aufwärts zu haben auf den stolzenen der Eisburgen da oben, um aufatmend meinen Sieg zu genießen und die viel tiefere Schauensfreude zu empfinden, die nur der Mühe folgt als ihr hart verdienter, silber Lohn.

Aber die Glorie des Neptun ruft uns mahndend zurück, und wieder fahren wir nordwärts dahin, in bald engen, bald weiten Sunden, steis vor dem Ocean und seinen schlimmen Wogen durch felsige Inseln und Schären geschütt. Die flache Seite grün im üppigsten Birkenzähm, dahinter heben sich gewaltige Kuppen mit moosgrünen Blöden am Hang und weißen Gletscherhauben auf den runden Köpfen. Und überall die grünen Felder und Weiden, die rothen Häuschen mit blauflindenden Fenstern, wehende Tücher und lachende, grüßende Augen!

„Haloh, look there!“ Ein Wasserstrahl steigt zur Lünette aus der See, ein schäumender Wogenwirbel springt empor und verschwindet wieder. „Ein Wal!“ Im Nu ist die ganze Gesellschaft am Hintersteven zusammengedrängt und schaut sprühend auf die blitzende Fläche; alle Kodaks sind geladen und gespannt. Aber diesmal war der Liebe Mühe umsonst. Noch zwei Mal sahen wir, ferner und ferner, den Fontainen-Strahl und den aufgewühlten weißen Wirbel; dann sprangen nur noch die gewöhnlichen Schaumköpfe über der blaugrünen See empor: Meister Wal hatte sich ohne Abschied entpöhlt, zur allgemeinen Entrüstung. Ach, wir sollten noch genug, übergenug von seinesgleichen bekommen, übergenug für die Augen und namentlich — für die Nase!

Und dann laufen wir Tromsö an und gehen an Land. —

Redactions-Post.

Ungläubliche in Breslau. — Wir haben uns bemüht, etwas Näheres zu erfahren, jedoch ohne Erfolg. Die Sage wird auf bloße Vermuthungen zurückzuführen sein.

Zweifelhafte in Hamburg. — Trop alledem: das neue Jahrhundert beginnt mit dem 1. Januar 1901!



Der Lerfos-fall bei Trondhjem.